1,50 DM / Band 151
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Gruft der Leichenräuber

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1.75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Die Gruft der Leichenräuber

John Sinclair Nr. 151

von Jason Dark

erschienen am 26.05.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Gruft der Leichenräuber

Horatio grunzte und kicherte gleichzeitig. »Hörst du nichts, mein Bruder?«

Hiberno, der zweite Ghoul, richtete sich auf. »Ja, da ist jemand.«

»Über uns«, flüsterte Horatio. »Er spaziert zwischen den Gräbern herum.«

»Ein Frevler!«

»Nein, Bruder Hiberno. Ein Opfer für uns.«

Hiberno nickte. Die beiden Ghouls standen auf und machten sich auf den Weg…

Ein Grabstein ist ein guter Kugelfang, dachte Harry Hörger, und deshalb suchte er auch Schutz auf dem alten Friedhof, wo die wuchtigen Grabsteine standen.

Freiwillig hätte Harry Hörger solch einen Totenacker nicht betreten. Aber man war hinter ihm her, und ausgerechnet einer der schärfsten Polizisten, die Harry kannte, verfolgte ihn.

Karl Ziegler, genannt Ziggy. Hauptwachtmeister und bei kleinen Ganoven ebenso gefürchtet wie bei Straßendirnen. Ziggy war Harry Hörger schon lange auf den Fersen gewesen, hatte ihn aber nie erwischt, bis vor zwei Stunden, als er in die prächtige Villa am Stadtrand einbrach, da war Ziegler plötzlich dagewesen. Wie ein Geist tauchte er auf und leuchtete Harry an.

Hörger war so perplex gewesen, daß er alles fallen gelassen hatte.

Dann war er jedoch gerannt. Er hatte sich auf dem Absatz herumgeworfen und war weggelaufen. Einfach in den Wald rein, querbeet, bis er schließlich vor dem alten Friedhof stand.

Und Ziggy, der Greifer, saß ihm immer noch im Nacken. Der gab nie auf. Eiskalt war er. Wie ein Spürhund, ein regelrechter Widerling. Harry mochte ihn nicht.

Der Einbrecher blieb stehen. Obwohl es ziemlich kalt war, schwitzte er. Vielleicht sollte er sich ausruhen, damit sein Herzschlag sich beruhigte. Ewig konnte er nicht so weiterlaufen. Und von Ziegler war im Augenblick nichts zu sehen.

Harry Hörger ging auf Hände und Knie nieder. So blieb er hocken, lauschte auf irgendwelche verdächtigen Geräusche, aber da war nur der Nachtwind, der mit dem vom vergangenen Jahr liegengebliebenem Laub spielte.

Hin und wieder sah Harry noch ein paar Schneeflecken. Sie zeigten eine schmutzige Farbe.

Vor ihm ragte ein alter Grabstein in die Höhe. Dahinter konnte er sich fast verstecken. Diese Dinger waren ungeheuer stabil und stammten aus dem ersten Weltkrieg. Die Inschriften waren verblaßt.

Allerdings war oft von Heldentum und falschem Pathos die Rede.

Die jungen Männer waren fürs Vaterland gestorben, wie es immer so schön hieß.

Harry lauschte.

Seine Ohren hatten sich inzwischen an die ihn umgebenden Geräusche gewöhnt. Er kannte das Raunen des Windes, wußte genau, wann ein Geräusch von einem Tier oder einem Menschen verursacht wurde, und er hörte auch die Schritte.

Harry erstarrte.

Ja, er hatte sich nicht getäuscht. Das waren Schritte. Und nicht von einem Tier, sondern von einem Menschen.

Ziggy, dieser verdammte Greifer, war in der Nähe.

Die Schritte verstummten.
War er schon in der Nähe? Harry atmete durch den halboffenen Mund, um sich nicht zu verraten. Er hatte zudem Mühe, ein Zittern zu unterdrücken. Der Schweiß an seinem Körper war bereits eingetrocknet und verursachte einen Juckreiz.
Er hatte mal gelesen, daß sich Menschen schon durch ihre Körperausdünstung verraten hatten. Hoffentlich hatte Ziegler nicht so eine gute Nase.
Daß er ausgerechnet auf einen Schnüffler vom BKA treffen mußte, ärgerte Harry am meisten. Aber er war nun mal ein gefürchteter Einbrecher, und da hatten sie Ziggy auf seine Spur gesetzt.
Unheimlich war es auf diesem Friedhof schon. Die alten Grabsteine und Kreuze steckten schief in der mit Unkraut überdeckten Erde. Manchmal wucherten die Gräser so hoch, daß ihre Spitzen sogar die Enden der größten Steine überragten.
Am Himmel spielte sich wohl ein Wetterwechsel ab. Gewaltige Wolken wechselten sich ab mit einem fahlen Dunkelgrau, und von den Gestirnen war überhaupt nichts zu sehen.
Mieses Wetter.
Harry Hörger fror. Obwohl er vorhin geschwitzt hatte, fand die Kälte ihren Einzug. Er war für solch einen Trip überhaupt nicht angezogen. Vielleicht war es auch die Angst, die ihn einfach in ihren Krallen hielt.
Still war es nicht. Doch wenn man sich an die Geräusche gewöhnt hatte, hörte man sie nicht mehr.
Da war der Wind, der mit dem hohen Unkraut spielte und die Gräser raschelnd aneinander rieb. Der altes Laub hochwarf, mit ihm spielte und es gegen die Zweige der Büsche warf.
Etwa 300 Meter weiter lief die Bundesstraße vorbei, wo auch der kleine Bach entlangfloß und sich der Grillplatz befand, der im Winter zumeist leer war. Wenn ein Wagen über die Straße fuhr und den Friedhof passierte, wurde das Rauschen der Räder auf dem Asphalt bis zu Harry Hörger hinübergetragen.
Doch wer fuhr schon um ein Uhr morgens über die verlassene Straße? Höchstens Liebespaare, nur war es denen im Winter viel zu kalt. Zudem hieß es, daß es auf diesem alten Friedhof spuken sollte.
Das erzählten sich die Leute in den Dörfern. Angeblich sollten die Geister der gefallenen Soldaten umherirren, und auch in der großen Gruft nahe dem Schloß lagen die Gebeine der Gefallenen. Dort war es ebenfalls nicht geheuer, denn im Schloß wohnte niemand mehr.
Es verkam langsam, und der Wind pfiff durch zahlreiche Ecken und Winkel.
Harry hatte sich einen Platz im Schloß als Versteck ausgesucht.
Dort lag auch ein Teil seiner Beute.
Schritte!

Das Geräusch kannte der Dieb. Seine Ohren waren darauf programmiert. Und zwar so gut, daß er sogar Frauen von Männerschritten unterscheiden konnte.

Harry preßte sich eng an den Grabstein.

In dieser lauschenden Haltung blieb er sitzen, wartete auf seinen Verfolger.

Langsam kroch seine Hand unter die Jacke und holte einen Totschläger hervor. Ein Bleiinstrument, das mit einer Gummischicht bedeckt war und ihm schon manchen Dienst erwiesen hatte.

Harry konzentrierte sich.

Es mußte doch festzustellen sein, aus welcher Richtung sein Verfolger sich anschlich. Er selbst war von links gekommen, und da mußte auch der Greifer stecken.

Aber der würde sich wundern.

Die Schritte verstummten. Für wenige Sekunden wurde es ruhig.

Dann die Stimme des Greifers.

»Harry! Ich weiß, daß du hier irgendwo steckst. Komm freiwillig raus, ich finde dich doch. Und wenn ich dich erst suchen muß, werde ich sauer. Lange genug bin ich hinter dir hergerannt. Jetzt habe ich keine Lust mehr.«

Den Teufel werde ich tun, dachte Harry. Ja, sauer wurde Ziggy sicherlich. Hörger konnte ihn sich gut vorstellen, wie er da stand.

Ziegler gehörte noch zum alten Schlag der Bullen. Ledertrench, drahtig, scharfzüngig, hart.

»Harry, komm raus!«

Die Aufforderung klang schon schärfer, und der Dieb zuckte regelrecht zusammen.

Aber er blieb still.

Plötzlich schnitt ein Lichtstrahl durch die Finsternis. Ein breites helles Band, das mehrere Male hin- und herbewegt wurde und langsam einen Kreis über den Friedhof schlug. Der Lichtkegel fuhr über Grabsteine und Kreuze, riß geisterhaft die kahlen Zweige der Büsche und Sträucher aus dem Dunkel und verschwand, nachdem Ziggy die Lampe ausgeschaltet hatte.

Hörger atmete auf. Jetzt schwitzte er wieder, und er wischte über seine Stirn.

»Gut, Harry, du hast es nicht anders gewollt!« peitschte die Stimme des Polizisten über den Totenacker. »Ich hole dich! Aber dann wird es hart!«

Kaum war die Stimme verklungen, als Hörger ein schnackendes Geräusch vernahm.

Unwillkürlich verzog er das Gesicht. Dieses Geräusch entstand, wenn eine Waffe durchgeladen wurde. Also wollte Ziggy es diesmal wirklich packen.

Totschläger gegen Pistole. Das Verhältnis war ungleich. Es paßte Harry nicht.

Trotzdem dachte er nicht daran, sich zu stellen. Sollte der Bulle ihn doch suchen.

Er tat es auch. Ziggy ging den Friedhof ab. Harry grinste, als er hörte, daß sich sein Verfolger nach links bewegte. In diesem Falle weg von ihm.

Wenn er weit genug von seinem Versteck entfernt war, dann wollte Harry es wagen und sich zurückziehen. Hinter ihm begann ein Stück Wiese, dann fing sofort der Wald an, der sich bis zu der alten Schloßruine hinzog.

Zwischendurch blitzte mal die Lampe auf, so daß Harry immer erkennen konnte, wo sich sein Verfolger gerade befand. Der Polizist leuchtete jeden Grabstein an. Hörger sah es, wenn er an seiner Deckung vorbeipeilte und das fahle Licht der Lampe die Steine traf, die irgendwie geisterhaft aufleuchteten.

Hörger leckte sich seine Lippen. Jetzt war der Greifer weit genug entfernt. Er konnte es wagen.

Vorsichtig löste sich Harry von seiner Deckung. Er wandte sich nach rechts, hob immer erst ein Bein an und setzte dann behutsam den Fuß auf, bevor er weiterging.

Drei Schritte legte er zurück.

Dann blieb er stehen.

Ein Splittern war an sein Ohr gedrungen. Genauso hörte es sich an, wenn Holz brach. Ein Fluch folgte und dann ein überraschter Ausruf. Was war geschehen?

Zuerst wollte Hörger ja verschwinden, jetzt aber blieb er. Irgend etwas ging mit dem Bullen vor sich.

Plötzlich hörte er die Schüsse.

Trocken peitschten sie auf. Dreimal wurde geschossen, und Harry zuckte bei jedem einzelnen Knall zusammen. Die Echos waren noch nicht verhallt, als plötzlich ein Schrei aufklang, wie Harry ihn schlimmer noch nie in seinem Leben gehört hatte.

Dieser Schrei schüttelte ihn durch und trieb einen Schauer über seinen Rücken.

Harry Hörger, Spezialist für Villeneinbrüche, bekam plötzlich Angst…

***

Hauptwachtmeister Ziegler war obersauer. Nicht daß er vor einer Villa einige Stunden gelauert hatte, jetzt entwischte ihm der Kerl noch und versteckte sich auf einem Friedhof. Monatelang war Ziggy hinter dem Einbrecher hergewesen. Er kannte seine Tricks, seine Angewohnheiten, bis er ihn schließlich gestellt hatte.

Und nun floh Hörger.

Aber er würde ihn stellen, da setzte Ziggy all seinen Ehrgeiz ein.

Er hatte Harry mehrmals aufgefordert, sich zu ergeben. Hörger hörte nicht. Also schritt Ziegler selbst den Friedhof ab. Er schaltete dabei die Lampe ein und leuchtete die Grabsteine an, daneben und auch dahinter. Von Hörger keine Spur, der Hundesohn hielt sich einfach zu gut versteckt.

Seine Dienstpistole hatte Ziegler in die rechte Manteltasche des ledernen Trenchs gesteckt. Dort konnte er sie schnell ziehen, seine Hand brauchte sich nicht erst den Weg zur Halfter zu bahnen. Und schießen wollte er, wenn andere Mittel nicht reichten. Er hatte nicht vor, Hörger wieder entkommen zu lassen.

Von der unheimlichen Atmosphäre des Friedhofs merkte der Hauptwachtmeister nichts. Er kannte zwar das Gerede der Einheimischen, doch er kümmerte sich nicht darum. Ziegler war Realist. Spuk und Geistergeschichten hielt er für den größten Quatsch überhaupt.

Deshalb rechnete er auch nicht mit einer Gefahr und schritt weiter.

Seine Füße knickten das faulige Gras, er bahnte sich seinen Weg durch das Unkraut, leuchtete die großen Grabsteine an und auch dahinter, aber nirgendwo entdeckte er eine Spur von Hörger. Der war wie vom Erdboden verschluckt. Da Ziegler nicht an übernatürliche Kräfte glaubte, lag es auf der Hand, daß sich Hörger weiterhin auf dem Friedhof versteckt hielt.

Geflohen war er nicht. Dann hätte Ziegler etwas gehört. Und fliegen konnte Hörger auch nicht.

Wieder einmal ging der Hauptwachtmeister um einen Grabstein herum und nahm sich dann den nächsten vor.

Diesem näherte er sich von vorn.

Wenn man genau hinschaute, konnte man noch die Umrisse des alten Kriegergrabs erkennen. Es war ziemlich groß, ebenso wie der verwitterte Grabstein.

Der nächste Schritt.

Etwas weich war der Boden schon, aber Ziegler dachte sich nichts dabei.

Bis er wieder einen Schritt vorging.

Da passierte es.

Plötzlich gab die Erde unter ihm nach. Etwas splitterte, knackte, dann brach der Hauptwachtmeister ein. Er war so überrascht, daß er einen Schrei ausstieß und inmitten von Lehm, Erde, Unkraut und Holz auf dem Grund des Grabes landete.

Jetzt hatte er Pech. Ziegler kam so unglücklich auf, daß er sich den linken Fuß verstauchte. Ein stechender Schmerz zog durch seinen Knöchel bis hinauf in die Wade. Etwas knirschte. Er dachte zuerst, daß

es der Knochen gewesen wäre, doch als er nachschaute, stellte er fest, daß er mit dem Fuß auf einem fahlgelben Totenschädel gelandet war und ihn zertrümmert hatte.

Ziggy fluchte.

Das mußte ihm ausgerechnet noch passieren. Die Kollegen würden sich halb totlachen, wenn sie von seinem Mißgeschick erfuhren, und Hörger konnte fliehen.

Ihm fiel nicht auf, daß das Grab, obwohl es schon so alt war, hätte ungepflegter aussehen müssen. Zumeist war die Erde eingesackt.

Hier jedoch war dies nicht der Fall. Alles kam ihm so völlig normal vor, aber er dachte nicht weiter darüber nach.

Bis das Licht der Lampe durch Zufall schräg zu Boden fiel und dabei die Seitenwand des Grabes traf.

Zieglers Augen wurden groß. Da befand sich ein Loch.

Eine kleine Höhle in der Grabwand!

Das gab es doch nicht, das war unmöglich. Wer sollte denn Interesse daran haben, hier ein Loch zu graben?

Ziegler wollte es plötzlich wissen. Vergessen war Harry Hörger, hier war er vielleicht durch einen Zufall auf die Spur eines Verbrechens gestoßen.

Er bückte sich und leuchtete in das Loch hinein.

Im gleichen Augenblick zuckte etwas Langes, Schleimiges daraus hervor und klatschte gegen das rechte Handgelenk des Hauptwachtmeisters, wo es sich wie ein Band umwickelte.

Ziegler war so überrascht, daß er überhaupt nicht reagierte. Er blieb steif stehen und gab dem Unheimlichen Gelegenheit, aus der Höhle am Grabrand zu quellen.

Ein widerliches Etwas schob sich vor dem Hauptwachtmeister in die Höhe. Grünbraun anzusehen, schleimig, einen penetranten Geruch verbreitend.

Zieglers Augen weiteten sich. Der Kopf des anderen befand sich dicht vor ihm und erinnerte ihn an eine klumpige Kugel, die mit zahlreichen Beulen und Geschwüren bedeckt war. Die Andeutung eines Gesichts war ebenfalls zu erkennen. Mehr aber nicht, denn alles befand sich in dauernder Bewegung und zerfloß ineinander.

Ziegler wurde bis gegen die gegenüberliegende Grabwand gedrückt. Und erst jetzt überwand er seine Panik.

Er schoß.

Fahlgelb leuchtete es vor der Mündung auf. Der Polizist hielt die Waffe so, daß er den Angreifer gar nicht verfehlen konnte, und die Kugel klatschte auch in den Körper des Widerlings, wo sie steckenblieb und Ziegler sie sogar noch sehen konnte.

Wieder schoß er. Und noch einmal.

Drei Kugeln. Sie hätten für einen Elefanten gereicht, aber ein Dämon

lachte nur darüber.
Er riß sein Maul auf.
Mein Gott, die Zähne, dachte Ziegler. Mörderische Hauer, die alles zerreißen.
Sein Blick flog an der Gestalt vorbei nach unten, und er sah ein zweites Monster aus dem Loch kriechen.
Ebenso schauerlich anzusehen wie das erste.
Zu einem vierten Schuß ließen ihn die beiden nicht kommen.
Ziegler sah plötzlich die schrecklichen Zähne dicht vor seinem Gesicht, schrie in wilder Todesangst, und als sein Schrei verstummte, da lebte er schon nicht mehr…

***

Harry Hörger zitterte wie Espenlaub.
Der kleine Dieb stand eine mörderische Angst aus, obwohl ihm persönlich keine Gefahr drohte. Trotzdem bibberte er. Er wußte um die Geschichten, die man sich von diesem Friedhof erzählte, und er war sicher, daß Ziggy die Ruhe der Toten gestört hatte und diese sich nun rächen wollten.
Harry Hörger kauerte sich zusammen. Er suchte Deckung im Unkraut und hinter dem Grabstein, dabei traute er sich nicht, wegzulaufen, aus Angst, die anderen könnten ihn hören.
Minuten vergingen. Hörgers Blicke irrten umher. Er suchte nach Gegnern, aber da war nichts.
Ein leerer Friedhof, über den der kalte Februarwind strich.
Langsam erholte sich Harry. Seine Angst ging zurück, und die Neugierde erwachte. Er wollte doch sehen, was mit dem Bullen geschehen war, der ihn so gejagt hatte.
Harry stand auf.
Witternd streckte er seinen Kopf vor. Er wirkte sowieso wie ein kleines Tier und hatte Ähnlichkeit mit einem Fuchs. Das spitze Gesicht, die lange Nase und der falsch gewachsene Oberkiefer mit der vorstehenden Zahnreihe. Hinzu kamen seine dürre Gestalt und seine schon anormal zu nennende Zähigkeit.
Hörger überlegte. Wo war der Schrei denn genau aufgeklungen?
Weiter vor ihm, das konnte er deutlich hören. Und in diese Richtung mußte er gehen.
Hörger war vorsichtig. Trotzdem ließ es sich nicht vermeiden, daß er Geräusche verursachte, aber die machte auch der Nachtwind.
Er hatte erst wenige Schritte zurückgelegt, als er die Laute hörte.
Sofort stand Harry still. Schmatzen, schlürfen und hecheln…
Schlimme Geräusche. Wieder begann er zu zittern. Aber er riß sich diesmal besser zusammen, die Neugierde war stärker.
Und er sah auch, wo sich unter Umständen alles abspielen konnte.

Aus einem Grab fiel ein schwacher Lichtschein, der sich wie eine helle Glocke über die Öffnung legte. Wieso? Die Gräber waren doch zu. Da erinnerte sich Harry an das Knirschen und Knacken, das ihn vor den Schüssen aufgeschreckt hatte. Jetzt war ihm auch klar, was geschehen sein mußte.

Ziggy war in das Grab gefallen! Eigentlich zum Lachen, doch wenn Harry an diese widerlichen Laute dachte, verging ihm das Grinsen. Das war schon schlimm.

Auf Zehenspitzen ging er weiter und kam seinem Ziel immer näher. Dann stand er nur zwei Schritte vom Grab entfernt.

Tief atmete er durch. Sollte er nachschauen? Wieder bekam er es mit der Angst zu tun. Harry war kein Feigling, aber das hier erinnerte ihn an einen Horror-Film.

Er überwand seinen Schrecken und trat bis dicht an den Grabrand heran.

Hörger peilte in die Tiefe. Er beugte sich dabei etwas vor. Das Licht der Lampe erhellte das Grabinnere.

Was Harry nun zu sehen bekam, war so widerlich und grauenhaft, daß ihm schlecht wurde.

Ein Blick reichte.

Dann warf sich der Dieb herum und rannte, wie von Furien gehetzt, über den Friedhof. Die nackte Furcht trieb ihn voran. Er dachte nicht mehr an seine Sicherheit und daran, daß ja auch er Geräusche verursachte. Er wollte nur weg.

Was er erlebt und gesehen hatte, war so schlimm, daß es ihm wohl kein Mensch glauben würde. Wenn er das erzählte, steckten sie ihn in eine Irrenanstalt.

***

Ein Uhr!

Normalbürger lagen im Bett und schliefen. Kommissar Mallmann jedoch nicht. Er schuftete für drei.

Will Mallmann lag auf dem Boden und hielt einen Spachtel in der Hand. Damit schabte er den auf dem Estrich festklebenden Gummi des Teppichbodens ab.

Das war eine Wühlerei.

Der gute Will Mallmann war in Schweiß gebadet. Den Oberboden hatte er bereits abgezogen, jetzt stach er die Breitseite der Spachtel unter den Gummi und schaufelte ihn ab.

Das kostete Kraft.

Will Mallmann trug nur ein altes Angoraunterhemd und eine ebenso alte Cordhose. Das Zimmer hatte er schon vorher ausgeräumt. Es war sein Schlaf- und Arbeitsraum. Die große Musikanlage mit den vier Boxen stand im Wohnzimmer.

Sie hatte er ausgeschaltet, obwohl er seine neueste LP, *Rock Symphonies*, gern gehört hätte. Aber die mußte warten. In zwei Tagen sollte der neue Teppichboden geliefert werden, und dann durfte von dem alten nichts mehr zu sehen sein.

Ein Drittel hatte Will geschafft, als er eine Pause einlegte. Er sah wild aus. Das dunkle Haar lag nicht mehr so glatt gekämmt auf dem Kopf, sondern stand hoch. Sein Gesicht mit der kräftigen Römernase glänzte wie mit Speck eingerieben, und als Will Mallmann sah, was er in einer Stunde geschafft hatte, schüttelte er den Kopf. Es war wirklich wenig genug, aber mit dem Schneeschieber, den er erst hatte nehmen wollen, war da nichts zu machen gewesen.

Will hatte auf die Spachtel zurückgreifen müssen. Jetzt ließ er sie fallen und ging in den Flur, wo auf einem kleinen Tablett die Flasche mit dem Starkbier stand.

Will nahm einen kräftigen Zug.

Danach wischte er sich die Lippen ab und stellte die Flasche wieder weg. Er überlegte, ob er die Pause verlängern sollte, entschied sich aber dagegen. Bis zur Hälfte mußte er es schaffen. Um zwei Uhr konnte er sich immer noch ins Bett legen.

Will ertappte sich bei der Frage, wofür er das eigentlich alles tat.

Seine junge Frau war während der Hochzeit ermordet worden. Der Schwarze Tod hatte sie damals umgebracht. Und Kommissar Mallmann hatte durch diesen grausamen Mord solch einen Schock bekommen, daß ihm fast der Lebensmut genommen wurde. Es hatte ungeheuer lange gedauert, bis er darüber hinweggekommen war, doch Karins Tod hatte er bis heute nicht vergessen. Immer wieder sah er ihr Bild vor seinem geistigen Auge, obwohl sie ihm als Untote noch einmal gegenübergestanden hatte, aber daran wollte Will nicht mehr denken.

Um zu vergessen, hatte er sich wie ein Irrer in seinen Beruf hineingekniet. Und er hatte seinen Vorgesetzten davon überzeugen können, daß es doch Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die rational nicht zu erklären waren. Nach anfänglicher Skepsis stand sein Chef auf Wills Seite und ließ dem Kommissar so ziemlich freie Hand.

Und Will paßte auf. Vor kurzem hatte man ihm einen kleinen Computer zur Verfügung gestellt, der alle Fälle speicherte, die irgendwie in eine okkulte und gespenstische Richtung liefen. Der elektronische Helfer war mit einem Codeschlüssel versehen, den nur Will Mallmann und sein Vorgesetzter kannten. So war der Datenschutz gesichert, und es konnte kein Unbefugter den Computer bedienen.

In den letzten Wochen hatte sich allerdings nichts getan. Will Mallmann war hin und wieder ein paar Fällen nachgelaufen, die sich im Endeffekt jedoch als völlig harmlos herausgestellt hatten.

Und auch die fahndungsähnlichen Nachforschungen, die seinen

letzten Fall – den Vampir Fariac betrafen –, waren im Sande verlaufen. In Deutschland gab es keine Verbindung mehr.

Will Mallmann nahm noch einen kräftigen Schluck und entschloß sich dann, weiterzuarbeiten.

Da klingelte das Telefon.

Der Kommissar hatte den Apparat auf den Flur gestellt, dicht neben das Tablett.

Mallmann hob ab.

Ein Kollege aus der Dienststelle war an der Strippe. »Habe ich dich geweckt, Will?« Die Stimme hörte sich schadenfroh an.

»Nein.«

»Auch nicht gestört?«

»Komm zur Sache.«

»Okay, und die ist traurig genug. Du mußt raus, Will. Man hat Hauptwachtmeister Ziegler gefunden. Tot, in einem Grab liegend.«

Mallmann wurde blaß. Er kannte Ziegler. Zwar nicht sehr gut, weil er den Kollegen persönlich nicht mochte, aber er war ein Polizist gewesen, wie auch Mallmann. Und nun hatte man ihn umgebracht.

»Bist du noch dran, Will?«

»Ja. Wo genau hat man ihn gefunden?«

Der Mann von der Bereitschaft nannte den Namen eines kleinen Städtchens im Taunus. »Da gibt es einen alten Friedhof in der Nähe, und da liegt Karl Ziegler. Die Kollegen der Mordkommission sind schon da. Sie lassen die Leiche liegen, du sollst sie dir erst anschauen.«

»Mach ich.«

Will legte auf. Wie betäubt zog er sich an. Ein Mord erschütterte ihn immer. Vor allen Dingen dann, wenn er das Opfer gekannt hatte. Der Kommissar schlüpfte in seine dunkelgrüne gefütterte Lederjacke und nahm auch die Dienstwaffe mit. Dann ging er nach unten. Sein Opel Manta GT/E parkte vor einer Laterne. Feuchtigkeit bedeckte Lack und Scheiben. Will stieg ein und startete.

Der Motor kam zögernd. Das Geräusch erinnerte den Kommissar daran, daß er den Wagen mal wieder zur Inspektion bringen mußte.

Dann fuhr er los.

Nur wenige Fahrzeuge waren um diese Zeit noch unterwegs. Will Mallmann kam sehr gut voran, fuhr ein Stück über die Autobahn und bog dann ab, um in den Taunus zu kommen.

Dunkel hoben sich die sanft geschwungenen Berge vor dem grauen Himmel ab. Dicke Wolken wurden vom Nachtwind geschüttelt und führten ihre bizarren Tänze auf.

Die Temperatur lag nahe dem Gefrierpunkt, und vor allen Dingen auf höher gelegenen Straßen mußte der Kommissar auf Glatteisfallen achten. Die kleineren Städte und Dörfer lagen in tiefem Schlaf.

Hin und wieder sah Will ein Licht blinken, das ihn an einen fernen

Stern erinnerte, ansonsten war es dunkel.

Dann hatte er noch Pech und geriet in ein Nebelgebiet. Der graue Dampf stieg zu beiden Seiten eines Bachs auf und quoll über die Straße. Will mußte langsamer fahren.

Nach 100 Metern hatte er wieder klare Sicht. Er kitzelte das Gaspedal.

Um drei Minuten nach zwei Uhr schließlich hatte er sein Ziel erreicht. Er konnte nicht mit dem Wagen bis an den unmittelbaren Tatort fahren und mußte den Manta dort abstellen, wo auch die Einsatzwagen der Mordkommission standen, aber die paar Meter zu Fuß taten ihm ganz gut. Ein Uniformierter hielt bei den Fahrzeugen Wache und schaute Will fragend an.

Der Kommissar zeigte seinen Ausweis.

»Sie kennen den Weg, Herr Mallmann?«

Will nickte. Er hatte längst das Licht gesehen, das einen Teil des alten Friedhofs überschwemmte. Von der Straße aus mußte Mallmann durch eine feuchte Wiese laufen, an die sich übergangslos ein Stück Wald und der Friedhof anschlossen.

Mehrere Männer umstanden den Tatort. Die Leitung der Mordkommission hatte Hauptkommissar Fritz Merle, ein Mann, der einige Jahre älter war als Will.

Die beiden kannten sich.

»Da bist du ja endlich«, sagte Merle und nuckelte an seiner Zigarre, deren Rauch wie ein hellgrauer Vorhang vor seinem Gesicht stand.

Will reichte dem Kollegen die Hand. »Hast du mich rufen lassen?«

»Ja.«

»Und warum?«

»Warum, warum, Mensch?« Merle war aufgeregt. Verständlich, denn der Ermordete hatte mal zu seinen Leuten gehört. »Sieh es dir selbst an, Will, dann verstehst du mich.«

»Ja, schon gut.«

Man machte dem Kommissar Platz, damit er an den Grabrand treten konnte.

Will schaute in die Tiefe.

Einen Herzschlag nur, dann zuckte er förmlich zurück und wurde kalkblaß im Gesicht.

»Nun?« fragte ihn Fritz Merle.

»Verdammt, du hast recht.«

Merle saugte an seiner Zigarre. Sein mit Falten übersätes Gesicht verzog sich. »Wer tut denn so etwas?« fragte er. »Verdammt noch, mal, Will, wer ist zu so etwas überhaupt fähig?«

»Ich weiß es nicht.«

Merle sah Mallmann schief an. »Wirklich nicht?«

»Nein, ich habe keine Ahnung.« Will log, denn einen Verdacht hatte

er schon, doch den sagte er nicht.

»Na dann…« Sein Kollege hob die Schultern. »Sollen wir die Überreste mitnehmen?«

Mallmann nickte.

In den nächsten Minuten war er nur Zuschauer. Anschließend erkundigte er sich bei seinem Kollegen, ob Spuren gefunden und gesichert worden wären.

»Ja, Fußspuren von zwei Personen. Eine haben wir verglichen. Die gehörte zu Ziegler.«

»Und die andere?«

Fritz Merle hob die Schultern. »Nichts weiß man, Will. Das werden vielleicht die Ermittlungen ergeben.«

»Falls es dein Fall bleibt.«

»Wieso? Willst du dich reinhängen?«

»Möglich.«

Merle schob seinen Hut in den Nacken. »Ist natürlich so eine Sache, Will. Gern gebe ich den Fall nicht ab. Schließlich war Ziegler früher einer meiner Mitarbeiter. Du verstehst.«

»Sicher, nur arbeitete er jetzt für das BKA. Einigen wir uns auf einen Kompromiß. Wir bleiben beide am Ball. Ihr geht euren Spuren nach, ich den meinen.«

»Gibt es denn unterschiedliche?«

»Vielleicht.«

»Will, du weißt mehr.«

»Nein, Fritz. Ich weiß nichts. Ich vermute höchstens etwas, aber über ungelegte Eier möchte ich nicht reden.«

Merle grinste. »Lange genug kenne ich dich ja. Aus dir bekommt man wirklich nichts raus, wenn du nicht reden willst.«

»So ist es. Mal was anderes, Fritz, wer hat den Mord überhaupt entdeckt und gemeldet?«

»Ein unbekannter Anrufer. Er wollte seinen Namen nicht nennen, beschrieb nur den Tatort und legte dann auf.« Merle tippte Will mit dem Finger gegen die Brust. »Da müßtest du doch eigentlich mehr wissen, mein Lieber. Er hat doch für euch gearbeitet.«

»Ich werde nachforschen.«

Zwei Männer im grauen Kittel hatten die Überreste der Leiche inzwischen in die Wanne gelegt. Der Tote wurde abtransportiert.

Auch die Fotografen packten ihre batteriebetriebenen Scheinwerfer zusammen. Der große Aufbruch erfolgte.

Will blieb noch da.

Als die Kollegen der Mordkommission verschwunden waren, sprang er in das Grab.

Er hatte zuvor nur einen kurzen Blick hineingeworfen, jetzt untersuchte er die Grube genauer. Eine Taschenlampe hatte er

mitgenommen. Dieses Grab war sowieso seltsam. Es hätte längst eingestürzt sein müssen, doch es schaute von innen aus, als hätte man es immer wieder renoviert.

Aus welchem Grund?

Will tastete die Wände ab. Er machte dies sehr sorgfältig. Dabei fiel ihm auf, daß an einer Stelle, dicht am Grabboden der Lehm ein wenig heller wirkte.

Das mußte etwas zu bedeuten haben.

Will Mallmann drückte mit der Hand dagegen und pfiff überrascht durch die Zähne, als er merkte, daß der Lehm nachgab. Der saß gar nicht so fest. Wills Finger faßten ins Leere. Er wühlte noch den restlichen Dreck zur Seite und nickte, als er sah, was sich da seinen Blicken bot.

Ein Loch gähnte ihn an.

Und dahinter lag ein Gang. Das Loch stellte entweder den Anfang oder das Ende dar.

Der Kommissar leuchtete mit der Taschenlampe in die Öffnung.

Der Strahl traf schon bald eine Lehmwand. Trotzdem sah Will, daß der Gang links weiterführte. Zudem schlug ihm aus der Öffnung ein widerlich riechender Leichengeruch entgegen.

Sein Verdacht war plötzlich zur Gewißheit geworden.

Auf diesem alten Friedhof hausten die widerlichsten aller Dämonen.

Ghouls!

***

Der Kommissar fuhr nach Hause. Auf dem Friedhof hatte er es nicht mehr ausgehalten, da er sich ohne wirksame Waffe den Ghouls unterlegen fühlte. Mit normalen Kugeln konnte er gegen diese Wesen nichts ausrichten. Da brauchte man schon geweihte Silbergeschosse.

Und wer hatte die?

Ja, es gab Menschen, die sich auf diese Waffen verließen. Wills Freunde gehörten dazu. Unter anderem ein Mann namens John Sinclair, der auch der Geisterjäger genannt wurde. Schon längst hatte sich Will Mallmann entschlossen, John Sinclair anzurufen. Und das würde er nicht auf die lange Bank schieben, sondern sofort nach seiner Ankunft erledigen.

Will Mallmann parkte den Wagen wieder vor der Laterne, stieg hoch in seine Wohnung und hängte sich sofort an das Telefon. Der Teppichboden war vergessen.

Will Mallmann hatte das Jagdfieber gepackt!

***

Er stand da, hatte beide Hände in die Seitentaschen seiner Lederjacke versenkt und grinste mir entgegen, als ich die Paßkontrolle des Rhein-Main-Airports hinter mich gebracht hatte.

Wir hatten uns einige Wochen nicht gesehen, aber Will war immer noch der Alte. Ein bißchen verlegen lächelnd, aber mit einem Strahlen in den Augen.

»Herzlich willkommen, Geisterjäger«, sagte er und reichte mir die Hand.

Ich schlug ein. Dann hauten wir uns gegenseitig auf die Schulter und freuten uns, noch zu leben.

»War der Flug angenehm?« fragte Will.

»In London Schneeregen, über dem Kanal Nebel, hier sieht es auch bedeckt aus. Oder muß ich mich an Schnee gewöhnen?«

»Vielleicht.«

»Auch das noch.«

»Hat der alte Powell dich laufen lassen?«

»Mit viel Knurren, aber als ich ihm sagte, daß wir es mit Ghouls zu tun bekommen, gab er seine Zustimmung. Man kommt auch nicht aus der Gewohnheit«, sagte ich. »Vor einer Woche waren es die verdammten Horror-Parasiten, die Jane Collins fast umgebracht hätten, davor hatte ich ein heißes Abenteuer mit Glenda erlebt…«

Jetzt grinste Will impertinent. »Nicht was du denkst. In ihrer Nähe kann es dir zwar heiß werden, aber das war anders. Es ging da um einen afrikanischen Zauber, der sich in Soho ausgebreitet hatte, und vor diesem Fall habe ich mich furchtbar mit Dr. Tod und seiner Mordliga herumgeschlagen.«

»Mensch, John erzähle mal. Ich habe dir ja von dem Computer berichtet, aber über neue Aktivitäten eines Solo Morasso hat er nichts gespeichert.«

»Später, Will. Jetzt habe ich erst Hunger.«

»Sollen wir ins Restaurant gehen?«

»Nein, nein, um Himmels willen. Auch nicht in diese Nobel-Disco hier. Mir reicht eine Schaschlik-Bude.«

»Mir auch.«

Wir fanden eine. Der Verkäufer war unheimlich dick und ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, soviel Betrieb auch herrschte. Er sagte nur immer einen Standardsatz. Jedesmal, wenn er die Schale gefüllt hatte, drehte er sich halb um und fragte: »Darf's was schärfer sein?«

Ich mußte lachen. Der Knabe sagte das so emotionslos, daß man ihm das gar nicht abnahm.

Wir bekamen unser Schaschlik. Will bezahlte.

»Wird auch immer teurer«, sagte ich, denn Will mußte sechs Mark blechen.

»Was willst du machen?«

Anschließend erzählte ich von Dr. Tods Aktivitäten. »Stell dir vor, wir hatten die Lady X schon im Untersuchungsgefängnis, da holt er sie wieder raus.«

»Konntet ihr das nicht verhindern?«
»Suko und Bill haben alles getan.«
»Und jetzt ist sie verschwunden?«
Ich schluckte ein Stück Fleisch herunter und nickte dabei. Wahrscheinlich bereitete diese Barbara oder Pamela Scott, wie sie eigentlich richtig hieß, irgendwo einen großen Coup vor. Daß ich ihr sehr bald begegnen würde, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.
»Dann gibt es noch etwas Neues«, sagte ich.
»Los, raus damit.«
»Suko hat eine kleine Wunderwaffe bekommen.«
»Ehrlich? Wie das?«
Ich berichtete Will Mallmann von unserem Tibet-Abenteuer und wie wir auf den goldenen Buddha gestoßen waren. [1] Dann erklärte ich Will die Funktion des Stabes.
»Toll«, sagte der Kommissar.
Der Meinung war ich auch.
»Und was ist mit deinem Bumerang?« wollte der Kommissar wissen.
»Mensch, erinnere mich nicht daran. Ich bin sauer genug. Den hat immer noch Dr. Tod.«
»Scheiße.«
»Kannst du wohl laut sagen.«
Wir hatten unsere Schaschliks gegessen und wischten uns die Lippen ab. Plötzlich fragte der dicke Verkäufer: »War es scharf genug?«
»Ja, wir wären fast verbrannt«, erwiderte Will.
Der Dicke war sprachlos über diese Antwort. Zum erstenmal vergaß er, seinen berühmten Satz zu sagen.
Wir gingen zu Wills Wagen. Ich erkundigte mich, was eigentlich vorgefallen war. Am Telefon hatte sich der Kommissar nur in Andeutungen ausgelassen.
Will berichtete.
Viel war es auch nicht. Auf jeden Fall stand fest, daß wir die Umgebung des Grabs genauer durchleuchten wollten. Will hatte in der Zwischenzeit nicht geschlafen und herausgefunden, daß es dort noch eine alte Burgruine gab und auch eine Gruft.
Wir hatten jetzt die riesigen Parkplatzanlagen erreicht. Es grenzte fast an ein Wunder, wenn man da seinen Wagen wiederfinden wollte.
»Sollen wir direkt zum Tatort fahren?« erkundigte ich mich.
Mallmann schüttelte den Kopf. »Nein, auf keinen Fall. Ich habe nachgeforscht, an welchem Fall der Kollege Ziegler zuletzt arbeitete. Er war einem Dieb auf der Spur. Harry Hörger heißt der Bursche.«
Ich mußte grinsen. »Seit wann beschäftigt man sich beim BKA mit Dieben?«
»Der Mann hatte auch Dokumente gestohlen. Er ist in die Villa eines hohen Regierungsbeamten eingebrochen. Ziegler bekam dann den

Auftrag, sich darum zu kümmern.«
»Hat man die Dokumente?«
»Nein.«
»Aber ihr wußtet schon lange, wer hinter den Diebstählen steckt?« forschte ich weiter.
»Sicher. Nur konnten wir nichts beweisen.« Mallmann hob die Schultern. »Wir haben die Wohnung des Kerls ein paarmal durchsuchen lassen. Nichts zu finden.«
»Und jetzt ist er da?«
»Vielleicht.«
Wir hatten Mallmanns Wagen erreicht. Er stand vor einer Parkuhr.
Nur war die Zeit abgelaufen, und jemand hatte einen Zettel unter den linken Wischer geklemmt.
Will schimpfte.
»Tja«, sagte ich und legte eine Hand auf das Autodach. »Hätten wir kein Schaschlik gegessen, wäre das nicht passiert.«
Will drohte mit dem Zeigefinger. »Wenn wir den Fall hinter uns haben, wirst du mich zu einer Sause einladen. Dann kannst du dich wundern, was ich alles esse, um zu einer guten Unterlage zu kommen…«
Ich lachte. Wir stiegen ein und fuhren ab. Einem neuen Abenteuer entgegen.

***

Jede allein erregte schon Aufsehen genug. Doch wer die beiden zusammen sah, der wurde direkt an eine Sex-Explosion erinnert. Fast alle Männer drehten sich nach den Frauen um, die meisten auch, wenn ihre eigenen dabei waren. Denn Barbara Scott und Viola Mandini waren wirklich zwei Rasseweiber.
Die eine schwarz wie die Nacht, die andere rothaarig wie die Farbe der Hölle.
Sie hätten als Fotomodelle Stargagen bekommen, doch sie hatten sich für einen anderen Job entschieden.
Sie arbeiteten für Dr. Tod.
Damit lagen die Verhältnisse offen. Viola Mandini und Barbara Scott, auch Lady X genannt, waren nichts anderes als zwei eiskalte Verbrecherinnen.
Und sie waren in Dr. Tods Auftrag unterwegs.
Das hatte seine Gründe. Noch immer fehlte diesem Superverbrecher und Mensch-Dämon das sechste Mitglied der Mordliga: Xorron, Herr der Zombies. Irgendwo auf der Welt existierte er.
Er hatte Tokata den Samurai des Satans aus Japans Erde geholt.
Ihm war Mr. Mondo, ein genialer Wissenschaftler mit einem krankhaften Verbrecherhirn begegnet, ebenso wie Lupina, die Königin

der Wölfe. Auch Vampiro-del-mar, den Kaiser der Blutsauger, hatte er aus dem Meeresboden geholt, und Lady X, die ehemalige Terroristin, zählte ebenfalls zu seinen Verbündeten, auf die Dr. Tod keinesfalls verzichten wollte. Mit Hilfe eines geheimnisvollen Tranks hatte er sie sogar aus dem Gefängnis geholt. Dabei war noch Viola Mandini sozusagen abgefallen. Sie, eine Mörderin, hatte sich ebenfalls rasch auf die Seite ihrer Mitgefangenen geschlagen und war in Dr. Tods Dienste getreten.

Für Solo Morasso hatte es einen ungeheuren Vorteil, daß die Mordliga nicht nur aus Dämonen bestand. Wenn er sie losschickte, würden sie auffallen. Bei Lady X war das nicht der Fall. Ebensowenig wie bei Mr. Mondo. Das waren Menschen, die sich unter Menschen bewegen konnten, wenn sie auch dachten wie Dämonen.

Sie sollten immer vorfühlen, auskundschaften, und wenn sie das Terrain sondiert hatten, kamen Dr. Tods grausame Geschöpfe und schlugen zu.

Im Augenblick suchte er noch das sechste, vollwertige Mitglied der Mordliga: Xorron, den Herrn der Zombies.

Dr. Tod forschte überall nach. Bisher ohne Erfolg. Er hatte nicht herausbekommen, wo sich Xorron versteckt hielt. Es gab nur immer vage Hinweise, aber er ging ihnen nach.

Dr. Tod hatte von zwei uralten Ghouls namens Horatio und Hiberno gehört, die auf einem verkommenden Soldatenfriedhof hausten und angeblich wissen sollten, wo sich Xorron, das letzte Mitglied der Mordliga, aufhielt. Sicher war das nicht, aber Dr. Tod ließ sich keine Chance entgehen und schickte die beiden Frauen los.

Für die rothaarige Viola Mandini war das der erste Auftrag in der Freiheit, und sie genoß die Fahrt mit dem schnellen BMW-Coupe über die bundesdeutsche Autobahn.

Viola räkelte sich auf dem Sitz. Das lange Haar trug sie offen. Es breitete sich wie ein Vlies um die Kopfstütze. Die Felljacke hatte sie ausgezogen. Sie lag auf dem Rücksitz. Viola trug einen locker fallenden Pullover und eine enge Cordhose. Über die Füße hatte sie Stiefel mit flachen Absätzen gestreift.

»Was ist?« fragte Lady X, als sie einen raschen Seitenblick auf die Rothaarige warf.

»Mir gefällt es.«

»Was gefällt dir?«

»Die Fahrt in der Freiheit.«

»Das glaube ich dir gern. Auch mir hat es gestunken, im Knast sitzen zu müssen, aber das kommt nicht mehr vor. Ich schwöre es dir, meine Liebe.«

»Du bist dir verdammt sicher.«

Lady X überholte einen Mercedes. »Kann ich auch mit Dr. Tod als

Rückendeckung.«
»Du hältst sehr viel von ihm?«
Lady X nickte. »Er hat uns schließlich aus dem Knast herausgeholt und bewiesen, daß er uns nicht im Stich läßt.«
»Und Sinclair?« fragte Viola.
»Wieso?«
»Was hältst du von ihm? Als Mann, meine ich.«
Die Scott verzog ihre Lippen. »Wenn ich Sinclair im Bett hätte, würde ich ihn erschießen.«
»So brutal?« Die Mandini lachte.
»Ja. Und du?«
»Ich wüßte nicht so recht.«
»Sag bloß, er gefällt dir.«
»Es wäre doch einmal reizvoll, seinen Feind oder Gegner zu verführen«, lächelte die Rothaarige.
»Was du für Gedanken hast. Laß die nur nicht Dr. Tod hören«, warnte die Scott.
»Deshalb erzähle ich sie auch nur dir.« Viola Mandini glaubte immer noch, in Lady X so etwas wie eine Freundin gefunden zu haben, nur weil diese sie aus dem Gefängnis mitgenommen hatte.
Doch da irrte die rothaarige Mörderin. Lady X wußte nichts von einer gewissen Knastbrüderschaft. Wenn es um ihren Vorteil ging, dann ließ sie die anderen eiskalt über die Klinge springen. Sie stand loyal zu Solo Morasso. Solche Gedanken wie sie die Frau neben ihr hatte, waren verdammt gefährlich.
Die Mandini lächelte. »Ist nicht dein Fall, wie?«
»Nein.«
»Vergiß es.«
»Ist auch besser.« Lady X sprach nicht mehr über das Thema, behielt es aber in ihrem Gehirnwinkel. Sie konzentrierte sich mehr auf das Fahren. Frankfurt hatten sie hinter sich gelassen und fuhren jetzt in Richtung Köln. An einer der nächsten beiden Abfahrten mußten sie runter, da ging es in den Taunus.
Wie die Mandini trug auch Lady X eine Pelzjacke. Das Haar hatte sie allerdings hochgebunden und mit einem Gummi zusammengesteckt. Sie war eine Frau, die Männer anzog, sie aber wieder abstieß, sobald sich die Knaben näher mit ihr befaßt hatten. Barbara Scott strahlte dann solch eine Kälte aus, daß keiner Lust verspürte, länger mit ihr zusammen zu sein. Man ließ von der schönen Barbara lieber die Finger.
»Kennst du eigentlich den Weg?« fragte die Mandini.
Lady X nickte. Sie setzte die dunkle Brille auf, weil die tiefstehende Februarsonne in den Wagen schien und die beiden Frauen blendete.
An einer Steigung röhrte der Motor des BMW auf. Fast verbissen

nahm die Scott die lange Kurve und zog dann rüber von der linken ganz auf die rechte Seite, weil sie die Ausfahrtmarkierung bereits gesehen hatte und es Zeit wurde, sich einzuordnen.

Viola schüttelte den Kopf. »Wie du das immer so schaffst«, murmelte sie. »Ich könnte das alles nicht.«

Lady X hob die Schultern. »Man gewöhnt sich daran. Eine Frau sollte eben selbständig sein.«

»Klar.«

Die Abfahrt.

Breite Pirellis summten über den Belag, kreischten, aber der Wagen hielt die Spur, auch als er rasant gefahren wurde.

Am Ende der Ausfahrt nahmen die beiden Frauen den Weg in Richtung Bad Schwalbach.

Vor ihnen breitete sich die Landschaft des Taunus aus. Sanfte Hügelrücken, enge Täler mit Bergen drumherum, viel Wald, dazwischen auch helle Wiesenflecken und natürlich alte Dörfer, die malerisch aus der Entfernung wirkten.

»Die Ghouls hast du auch noch nicht gesehen, wie?« fragte die ehemalige Tochter eines Geisterbahn-Besitzers.

»Nein.«

»Sie werden uns töten wollen.«

Lady X verzog verächtlich die Mundwinkel. »Vielleicht, aber ich habe ein gutes Gegenmittel. Außerdem kommen wir von Dr. Tod. Das ist etwas ganz anderes.«

»Treiben Sie schon lange ihr Unwesen dort?«

»Wenn sie Xorron kennen, sicher.«

Mehr sagte Lady X nicht. Sie konzentrierte sich auf die Fahrt durch den Taunus.

Einen Plan hatte ihnen Dr. Tod mitgegeben. Sie wußten also genau, wie sie an die Ghouls herankommen konnten. Horatio und Hiberno hatten an sich einen ziemlich großen Existenzbereich. Sie hausten unter einem alten Friedhof, von dem sie einen Gang bis hin zu einer Leichengruft gegraben hatten. Den zweien ging es gut. Niemand hatte sie bisher gestört, aber wie Lady X von Dr. Tod erfuhr, waren die Ghouls in letzter Zeit aktiv geworden. Das heißt, sie verhielten sich nicht mehr so vorsichtig und griffen wieder an.

Wahrscheinlich war ihre Sucht ungeheuer stark geworden. Wie dem auch sei, man mußte sich mit ihnen arrangieren, denn Barbara Scott war keine große Freundin von Ghouls. Sie mochte die Dämonen nicht, aber man konnte sich seine Verbündeten nicht aussuchen.

Wie auch Viola Mandini!

Noch saß sie ahnungslos neben Lady X. Aber Dr. Tod hatte sofort erkannt, daß diese Frau nicht weiter in die Mordliga integriert werden sollte, obwohl sie auch gemordet hatte, zeigte sie noch Gefühle, und

das war schlecht im Geschäft des Schreckens. Deshalb hatte die Scott auch einen festumrissenen Auftrag von ihrem Chef bekommen. Die beiden Ghouls sollten die Auskunft nicht umsonst geben. Als Belohnung würden sie Viola Mandini bekommen.

Und wie recht Solo Morasso mit seinen Vermutungen gehabt hatte, bewiesen die Worte der Mandini. Sie fand den Todfeind Sinclair sogar ein wenig sympathisch. Nein, das konnte und durfte nicht durchgehen und mußte bestraft werden.

Von diesen Plänen und Gedanken ahnte Viola Mandini natürlich nichts, als sie neben Lady X hockte. Sie war weiterhin der Meinung, daß alles glatt laufen und sie voll integriert sein würde.

Die Närrin!

»Eine Pause könnte ich vertragen«, schlug Viola vor. »Ich habe nämlich Hunger.«

Lady X überlegte. Die Ghouls würden sie sowieso erst bei Anbruch der Dunkelheit treffen. Es war Mittagszeit, und der Magen brauchte auch etwas.

Sie war einverstanden.

Wenige Minuten später hielten sie vor einem Gasthof, dessen Besitzer ein Schild hinausgestellt hatte und darauf sein gutes Essen anpries. Die beiden Frauen kehrten ein. Niemand der wenigen Gäste ahnte, daß er es bei ihnen mit zwei gefährlichen Verbrecherinnen zu tun hatte.

***

Kein Sonnenstrahl drang in die Tiefe der Erde unter den alten Gräbern. Und dort fühlten sie sich wohl.

Sie waren zufrieden mit ihrem Leben und hatten sich in eine Grotte zurückgezogen.

»Wie geht es dir?« fragte Hiberno.

Sein Bruder Horatio seufzte. »Wunderbar.«

»Ich fühle mich auch wohl.«

»Es waren viele Menschen da«, sagte Hiberno. »Sie haben herumgerätselt, wer den Mann wohl umgebracht haben könnte.«

Horatio lachte glucksend. »Das werden sie nie herausfinden. Wer denkt schon an uns?«

»Das stimmt, Bruder.«

Horatio bewegte sich. Etwas klapperte. Es waren bleiche Knochen, die durch die Bewegung verschoben wurden. Überreste. »Ich habe wieder Spaß bekommen, Bruder, und ich glaube, daß uns das Glück zur Seite stehen wird. Für uns brechen bessere Zeiten an.«

Hiberno fragte: »Woher weißt du das?«

»So etwas spüre ich.«

»Wirklich?«

»Ja, Die Zeiten ändern sich. Glaube mir, mein Freund. Wir werden

wieder stärker in den Vordergrund treten. Ich habe magische Signale gespürt. Etwas braut sich zusammen.«
Hiberno stieß ein langgezogenes Grunzen aus. »Ich bin sehr gespannt darauf.«
»Ich auch, Bruder…«

***

Der große Dieb und Einbrecher Harry Hörger wohnte in einem tristen Hinterhaus. Wir hatten seine Bleibe sofort gefunden, aber er war nicht da.
Von den Nachbarn bekamen wir kaum konkrete Hinweise. Man merkte den Leuten an, daß sie mit der Polizei nicht so gern redeten.
»Sollen wir warten?« fragte Will.
Ich schaute auf die Uhr. Es ging bereits auf den Nachmittag zu.
Viel Zeit durften wir nicht verlieren, und ich schüttelte den Kopf.
»Nein, Will, ich wäre dafür, daß wir fahren. Schließlich liegen noch einige Kilometer vor uns.«
Mallmann gab mir recht. Über eine Außentreppe verließen wir die Bude, durchquerten eine enge Einfahrt und gelangten wieder in die schmale Straße, deren Häuser hätten malerisch aussehen können, wenn an den Fassaden was getan worden wäre. So aber wirkte alles ziemlich traurig und verkommen.
In der Nähe des Mantas lungerten einige Typen herum, die den Wagen mit hungrigen Augen betrachteten. Sie hätten ihn wohl gern zerpflückt. Wir stiegen ein, und Will startete.
Während wir durch die Wiesbadener Innenstadt fuhren, fragte mein deutscher Freund: »Hast du eigentlich schon einen Plan, wie du vorgehen willst?«
»Nein.«
»Ich auch nicht. Aber wir müssen die Ghouls finden.«
»Das geht am besten, wenn wir durch die unterirdischen Gänge kriechen.«
Will schluckte. »Ehrlich?«
Ich lachte. »Ja, das habe ich sogar schon hinter mir.« Dabei dachte ich an den Fall der gläsernen Särge, als ich Abbot, einen Leichenbestatter, und Ghouls gejagt hatte. [2] »Das ist nichts für mich.«
»Weiß ich, Will. Deshalb probieren wir auch eine andere Möglichkeit. Du sagtest, daß es in der Nähe eine alte Burgruine und eine große Gruft geben soll.«
»Richtig.«
»Dann können wir dort unser Hauptquartier aufschlagen.«
»Du sprichst mir aus der Seele, John.«
Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Dann hatten wir die

Innenstadt und damit den meisten Verkehr hinter uns gelassen und fuhren den Randbezirken der Stadt entgegen.

Ich schaute aus dem Fenster, verdrehte die Augen, so daß ich den Himmel sehen konnte.

Klar war er nicht. Ein leichtes, graues Wolkenband hatte sich wie ein feines Netz vor den Himmel gelegt und ließ den blassen Sonnenball noch fahler erscheinen. Es war wieder kälter geworden. Sicherlich gab es in der Nacht Glatteis.

Kein Vergnügen, bei diesem Wetter unterwegs zu sein. Ich sah die ersten Weinberge des Rheingaus.

Eine schöne Gegend, die man sich nur im Sommer vorstellen mußte.

»Gefällt es dir?« fragte Will. »Ja.«

Während meiner Laufbahn als Geisterjäger hatte ich schon zahlreiche deutsche Landschaften kennengelernt. Diese Ecke hier war mir zwar nicht bekannt, aber zwischen Frankfurt und Köln hatten Will, Suko und ich mal einen Geisterfahrer gejagt, der sich hinterher als der Schwarze Tod herausgestellt hatte. [3] Aber das lag lange zurück.

Will Mallmann fuhr sicher. In gefährlichen Kurven zeigte er, daß er ein routinierter Fahrer war, der sich auf sein Können und die Sicherheit des Wagens verließ.

Ich rauchte eine Zigarette und hing meinen Gedanken nach. Die Gegend wurde einsamer. Es gab weniger Orte, dafür mehr Wald.

Auf den flachen Bergkuppen glänzte es noch weiß. Schnee, der liegengeblieben war. Manchmal prasselte Streusalz gegen die Karosserie des Wagens.

Eine scharfe Kurve tauchte vor uns auf. Will senkte die Geschwindigkeit und deutete nach rechts.

»Da liegt die Burgruine«, sagte er.

Ich sah nichts. Wald verdeckte mir die Sicht, über dem ein grauer Himmel lag.

Bald würde die Dämmerung einsetzen, denn es war ein trüber Tag gewesen. Selbst gegen Mittag war es nicht richtig hell geworden.

»Bist du über die Ruine informiert?« fragte ich den Kommissar.

»Wie meinst du das?«

»Wem hat sie gehört?«

Mallmann hob die Schultern. »Keine Ahnung. Es fühlt sich auch niemand dafür zuständig. Zum letztenmal war sie während der amerikanischen Besatzungszeit belegt. Da diente sie als eine Art Hauptquartier. Als die Amerikaner ausgezogen waren, hat sich niemand mehr um das Gemäuer gekümmert. Wandergruppen sind wohl dort hingezogen, das ist auch alles. Allerdings hat man in der Nähe einen der berühmten Grillplätze eingerichtet. Im Sommer herrscht da Betrieb.«

Ich warf Will Mallmann einen schrägen Blick zu. »Und die Ghouls?«

»Wir haben nichts gehört.«
»Na ja.«
Wir durchfuhren ein Dorf. Die Straße wurde in der Ortsmitte sehr eng. Geschäfte, Wohnhäuser zu beiden Seiten, Menschen auf den schmalen Bürgersteigen.
Alles sah normal aus.
Nach dem Ort wurde die Straße breiter. Waldgelände, ansteigend.
Zahlreiche Fichten wiegten ihre großen Kronen im Wind.
Will Mallmann blieb noch auf der Straße, bis er dann in einen schmalen Weg einbog. »Der führt direkt in die Nähe der Burg«, erklärte er mir.
»Und zum Tatort?«
»Auch.«
Der Feldweg testete die Stoßdämpfer des Manta. Wir wurden ziemlich durchgeschüttelt. Enge Kurven. Zweige wischten über das Wagendach. Es wurde noch dunkler.
Dann sahen wir eine Lichtung. Mallmann lenkte seinen silbergrauen Flitzer nach links. Die breiten Reifen wühlten die weiche, feuchte Erde auf.
Der Kommissar stoppte. »Endstation.«
Wir stiegen aus.
Braunes Gras scheuerte an meinen Hosenbeinen. Die Luft war kalt. Sofort stand der Atem vor meinen Lippen. Ich war froh, die gefütterte Jacke angezogen zu haben.
Vom Rücksitz nahm ich den Einsatzkoffer und klappte ihn auf. Ich gab Will eine mit Silberkugeln geladene Waffe und auch den Dolch.
Ich selbst trug die Beretta und das Kreuz bei mir. Dann steckte ich mir noch die magische Kreide ein, sowie die Dämonenpeitsche, die mir Suko überlassen hatte. Er besaß ja jetzt einen Stab aus dem Erbe des großen Buddha.
»Du hast gut vorgesorgt«, sagte Will.
Ich nickte. »Das muß man auch.«
Will schlug die Tür zu und schaute mich fragend an. »Gehen wir zuerst zum Grab?«
»Meinetwegen.«
Der Kommissar schritt vor. Er bahnte sich seinen Weg quer durch das Gelände. Nur gut, daß ich festes Schuhwerk angezogen hatte.
Wege gab es nicht. Oft mußte ich mich ducken, um unter tiefhängenden Zweigen herzulaufen. Es war still in diesem Wald. Unsere Schritte verursachten die einzigen Geräusche. Sie wurden lauter wenn wir über gefrorenen Schnee gingen.
Hin und wieder schreckten wir einen Vogel auf, der hastig einen anderen Platz anflog.
Noch bevor wir das Ende des Waldes erreichten, gestatteten mir die

etwas weiter auseinanderstehenden Bäume eine freiere Sicht.
Und ich entdeckte den Friedhof.
Er sah wirklich verwahrlost aus. Wie der alte Totenacker, den ich vor kurzem in Soho gesehen hatte, als Glenda Perkins und ich uns gegen die flammenden Augen verteidigen mußten.
Will war stehengeblieben. Er streckte den Arm aus. »Hier ist es passiert!«
Ich nickte. Mein Blick schweifte über den Totenacker. Schief in der Erde stehende Grabsteine, die alle die gleiche Form aufwiesen. An der Oberkante liefen sie rund zu und beschrieben dort einen Halbbogen. Kreuze sah ich nicht, dafür viel hohes Unkraut, manchmal war es höher als die Steine.
An einigen Stellen war das braune Wintergras geknickt, ein Zeichen, das hier jemand hergelaufen war. Der Wind bewegte die Gräser und leichteren Zweige der Unkrautbüsche.
Ein Bild des Jammers bot dieser Friedhof.
»Und wo ist das Grab, in dem die Leiche deines Kollegen gefunden wurde?« fragte ich.
Will Mallmann deutete weiter nach links. Dann ging er vor.
»Wie ist dieser Harry Hörger hierhergekommen?« wollte ich wissen.
»Das haben wir auch herausgefunden. Mit einem Motorrad. Den Rest der Strecke ist er dann zu Fuß gelaufen.«
Ich lachte. »Er hätte lieber eine Geländemaschine nehmen sollen.«
»Bestimmt.«
Wir gingen zwischen den Grabreihen hindurch. Ein paarmal blieb Will stehen und prüfte durch Tritte die Oberflächenfestigkeit der einzelnen Gräber.
»Warum machst du das?«
Der Kommissar drehte sich um. »Weil Ziegler auf einem Grab eingesackt ist. Könnte ja sein, daß es hier noch mehr dieser heimtückischen Fallen gibt.«
»Klar.«
Die Gräber waren normal. Zwar weich, aber ansonsten hielten sie unserem Gewicht stand.
Schließlich standen wir vor dem bewußten Grab, das Karl Ziegler zur Todesfalle geworden war.
Ich schaute hinein.
»Warte«, sagte der Kommissar und gab mir seine Taschenlampe.
Die nahm ich mit, als ich in die Grube sprang, während Mallmann am Rand stehenblieb und mir zuschaute.
An der Seitenwand sah ich auch das Loch, das von Will aufgewühlt worden war.
Kein Zweifel, so hausten Ghouls.
Ich ging in die Knie, und sofort fiel mir der widerliche Leichengeruch

auf, der in meine Nase drang. Man konnte kaum atmen, ich hielt die Luft an und hatte das Gefühl, der Ghoul würde irgendwo in der Nähe lauern, so sehr roch es.

Ich knipste die Lampe an und leuchtete in die Öffnung hinein. Der Strahl erhellte den Gang und traf auch eine Wand. Aber ich sah, daß der Gang links neben der Wand weiterführte.

»Kannst du was erkennen?« rief Will.

»Nicht mehr als du.«

»Kein Ghoul zu sehen?«

»Nein.«

»Und was willst du jetzt machen?« fragte Will.

Ich richtete mich auf und schaute den Kommissar an.

Er las wohl eine Antwort aus meinem Blick und sagte: »Sag nur nicht, daß du in den Gang kriechen willst.«

»Eigentlich schon.«

»Aber das ist doch verrückt.«

»Wie willst du den Ghoul sonst kriegen?«

»Wir könnten ja erst zur Ruine und damit auch zur Gruft gehen«, lautete Wills Gegenvorschlag.

Ich überlegte. Im Prinzip hatte der deutsche Kommissar recht.

Aber mir paßte es nicht, jetzt einen halben Rückzieher zu machen.

Andererseits hatte es auch keinen Zweck, hier auf die Ghouls zu lauern. Die konnten sich wer weiß wo versteckt halten.

Ich kletterte aus der Grube.

»Einverstanden?« fragte Will.

»Nicht ganz. Einigen wir uns auf einen Kompromiß.«

»Ich verstehe nicht…«

»Wirst du gleich, Will. Wie weit ist es bis zur Ruine?«

»Ein paar hundert Meter, mehr nicht.«

»Ausgezeichnet. Auf diese Entfernung hin hört man ja einen Schuß. Ich werde zur Ruine gehen, nachdem du mir den Weg erklärt hast, und du bleibst hier am Grab hocken und gibst acht, wenn der Ghoul erscheint. Eine Silberkugel-Pistole hast du. Und deine Schüsse werde ich sicher hören. Treffe ich auf einen Ghoul, dann schieße ich ebenfalls. Abgemacht?«

Will Mallmann verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. So ganz paßte ihm mein Vorschlag nicht, das war ihm deutlich anzusehen.

»Wir könnten auch tauschen.«

»Nein, ich gehe.«

Will breitete die Arme aus. »Gut, John, überzeugt hast du mich zwar nicht, aber du bist der Gast.«

»Danke.«

Will erklärte mir den Weg. Ich hörte genau zu und speicherte die

Angaben des Kommissars in meinem Hirn. Es war leicht, die Ruine und die Gruft zu finden.

Wir wünschten uns gegenseitig viel Glück. Dann verschwand ich im Wald, während sich Will Mallmann neben das Grab kauerte.

***

Horatio stieß seinen Bruder an. »Hörst du es auch?«

»Was?«

»Da sind Schritte!«

Träge drehte sich Hiberno auf die andere Seite. »Ich höre nichts. Du hast dich getäuscht.«

»Nein, aber du hast geschlafen.«

»Ich schlafe nie.«

»Aber da ist jemand.« Horatio blieb bei seiner Meinung.

Jetzt erst bequemte sich Hiberno zu einer Reaktion. Langsam setzte er sich auf.

Beide Ghouls lauschten in der Gruft. Eine schwere Platte verschloß den Eingang. Aber die Platte trug auch den Schall weiter, der die beiden Ghouls so aufmerksam gemacht hatte.

Schritte waren zu hören.

Jetzt hörte Hiberno ihn auch. »Du hast recht, Bruder«, wisperte das schleimige Gebilde. »Da geht tatsächlich jemand hin und her. Ob er etwas von uns weiß?«

»Glaube ich nicht. Es sei denn, er ist lebensmüde.«

Die beiden Ghouls standen auf. Hiberno hatte inmitten eines Knochenberges gelegen. Durch heftige Bewegungen sonderte er mehr Schleim ab, der eine rutschige Fläche auf dem Boden der unheimlichen Gruft bildete.

»Du willst also?« fragte Horatio.

»Du nicht?«

»Und wie. Komm, laß uns gehen.«

Die beiden Ghouls freuten sich schon auf das neue Opfer…

***

Wenn der Sommer den Frühling ablöste und streßgeplagte Großstadtmenschen hinaus ins Grüne fuhren, um sich zu erholen, hatten sie es meistens gut. Da waren Wanderwege beschildert und beschriftet, Grillplätze aufgeräumt und wurde auf besonders schöne Aussichtspunkte hingewiesen. Das alles geschah nicht von allein, dafür sorgten die freiwilligen Helfer der Gebirgsvereine oder Wanderklubs.

Ihre Arbeit begann im Winter. Dann machten sie sich auf den Weg, um all das vorzubereiten, was die Touristen hinterher so toll fanden und auch wieder verschmutzten oder sogar zerstörten. Sehr zum Leidwesen der Freiwilligen.

Aber die gaben nicht auf. Jedes Jahr gingen sie in die Wälder, um sie

auf den Touristenstrom vorzubereiten. Oft waren es Jugendliche, die solche Aufgaben übernahmen. Sie taten es mit Begeisterung und aus Liebe zur Natur. Die Jungen und Mädchen liebten ihre Umwelt, sie wollten sie nicht verkommen lassen, man konnte ihre Arbeit gar nicht hoch genug einschätzen.

Auch Werner Tonagel und Hermann Deubzer gehörten dazu. Sie waren beide 17 Jahre alt, wohnten am Stadtrand von Wiesbaden und gehörten einem Wanderverein an.

Man hatte sie losgeschickt, um einige Wege im Taunus abzugehen.

Sie sollten darauf achten, ob noch sämtliche Papierkörbe vorhanden und auch die Grillplätze in Ordnung waren.

Ihnen oblag auch die Kontrolle der Trimmpfade, und die beiden wußten, daß man auf sie setzte. Deshalb nahmen sie ihre Aufgabe sehr ernst und gingen sie mit großem Verantwortungsbewußtsein an.

Sie kontrollierten sorgfältig, und für den heutigen Tag hatten sie sich das Gebiet um die alte Burgruine vorgenommen. Hier gab es einen Grillplatz und mehrere Wanderwege. Beides lag auf einer Anhöhe, wo auch eine Straße vorbeiführte, die allerdings kaum befahren war. Nur im Frühjahr und im Sommer war dort mehr los.

Mit ihren Mopeds waren die beiden jungen Männer bis dicht an das Waldgebiet herangefahren, hatten die Maschinen dort abgestellt und gingen ihren weiteren Weg zu Fuß weiter.

Zuerst kontrollierten sie zwei Trimmpfade. Hermann reagierte sauer, als er sah, daß eine Holzlatte in der Mitte zerbrochen war.

»Sieh dir das an!« schimpfte er. »Diese hirnrissigen Idioten. Vor nichts machen sie halt. Und dann schiebt man uns Jungen immer die Schuld in die Schuhe. Dabei machen es die Alten.«

Werner Tonagel lachte nur. »Was regst du dich auf? Ist doch jedes Jahr das gleiche.«

»Sicher, aber die Leute werden nie vernünftig.«

Werner hob die Schultern. Er holte einen Block aus der Innentasche seiner warmen Jacke und begann, die von ihnen gemachte Entdeckung schriftlich niederzulegen. Werner war der Ruhigere der beiden. Für sein Alter war er ziemlich groß, hatte blondes Haar, das ihm immer in die Stirn fiel, und graue Augen. Er redete nicht viel, denn er überlegte erst und sprach dann.

Sie gingen weiter.

Der Trimmpfad stieg bergan und mündete in einen Waldweg. Sie stellten fest, daß sämtliche Geräte einen neuen Anstrich vertragen konnten.

Größere Beschädigungen allerdings fanden sie nicht mehr.

Die jungen Leute wandten sich nach links. Dort lief der Weg in Kehren und Kurven auf den Grillplatz zu, den sie auch noch kontrollieren mußten. Auch am Weg mußten die Wanderzeichen

nachgeschaut werden, deshalb wunderte sich Werner, als sein Freund plötzlich scharf rechts abbog und sich in den Wald schlug.

»He, was ist los mit dir?« rief er.

Hermann war stehengeblieben und drehte den Kopf. »Wir kürzen ab, gehen direkt zum Grillplatz und nehmen uns den Weg auf dem Rückmarsch vor.«

»Dann ist es ziemlich dunkel.«

»Ich habe eine Lampe.«

»Wie du willst.« Werner folgte seinem Freund in den Wald hinein.

Schweigend marschierten sie los. Hier kamen sie nicht so rasch voran wie auf dem normalen Weg, doch durch die Abkürzung würden sie schon Zeit herausschinden.

Schweigend stapften die beiden jungen Leute durch den Wald.

Nur das Geräusch ihrer Schritte war zu hören. Kein Vogel sang. Um sie herum breitete sich eine nahezu fühlbare Stille aus.

»Weißt du eigentlich, daß wir hier durch eine Spukgegend laufen?« fragte Hermann.

»Du meinst die Ruine?«

»Klar, da gehen doch die Geister der Soldaten um. Heißt es.«

Werner nickte. »Sehr richtig. Heißt es. Mehr aber auch nicht. Die Alten reden viel, und man sollte sich daran wirklich nicht stören. Glaub mir.«

»Na ja.«

Werner begann zu grinsen. »Du kommst mir vor, als würdest du diesen Unsinn glauben.«

»Quatsch.« Es klang nicht sehr überzeugend, wie Hermann das sagte, und sein Freund merkte es auch.

»Ja, ja, du glaubst an Geister. Gleich kommen sie an und fressen dich.« Er lachte über seinen Scherz… »Würdest du die Ruine und die Gruft denn betreten?« erkundigte sich Hermann.

»Sicher, warum nicht?«

»Ich auch.«

Jetzt blieb Werner Tonagel stehen. »Ehrlich?«

Hermann hob die Hand. »Großes Ehrenwort.« Am liebsten hätte er das Gegenteil gesagt, aber er konnte sich vor seinem Freund ja nicht blamieren.

»Okay«, sagte Werner Tonagel, »das ist ein Wort. Wir sehen uns die Ruine mal an.«

Sie wichen etwas vom Weg ab, denn der Grillplatz lag weiter westlich.

Beide Jungen waren selbst noch nicht dagewesen. Sie hatten nur davon gehört. Von den Alten traute sich ja niemand, das Gemäuer zu betreten. Sie hatten zuviel Angst.

»Der Friedhof liegt auch ganz nahe«, meinte Werner so nebenbei.

»Ich weiß.«
»Willst du den auch sehen? Oder gibt es dort keine Geister?«
»Weiß nicht.«
»Dann können wir ja hingehen.«
Hermann schüttelte den Kopf. »Mir ist die Ruine ehrlich gesagt lieber.«
Schon bald lichtete sich der Wald. Die Bäume standen nicht mehr so dicht nebeneinander, ein freierer Durchblick war möglich. Noch hatte die Dämmerung die Tageshelle nicht verdrängt, und die beiden Freunde konnten tatsächlich das alte Gemäuer schon sehen.
Viel stand von der Burg wirklich nicht mehr. Hin und wieder ein Mauerrest, der kaum mannshoch war und einen freien Blick in den ehemaligen Innenhof gestattete.
Dort waren noch einige Gebäude erhalten, auch wenn der Zahn der Zeit an ihnen genagt und das Unkraut die Mauern und Wände zum Teil überwuchert hatten.
In der unmittelbaren Umgebung der Ruine versperrten klotzige Steine den Weg, die von den beiden Freunden überklettert werden mußten. Dann standen sie an der Mauer.
»Willst du immer noch?« neckte Werner seinen Freund.
Hermann stieß ihn in die Seite. »Sicher.« Er hob den Arm und deutete in die Runde. »Hier ist doch alles klar, kein Geist, kein Gespenst. Niemand, der spukt.«
»Noch sind wir nicht drin.«
»Ach, hör auf.« Hermann suchte weiter, stützte beide Hände auf den moosigen Mauerrand und bewegte den Kopf einmal nach links und dann wieder nach rechts.
»Was suchst du denn?« fragte Werner.
»Die Gruft.«
»Unter der Erde!«
»Weiß ich auch«, erwiderte Hermann. »Aber es muß doch irgendwo einen Einstieg geben.«
»Vielleicht innen.«
»Möglich.« Hermann Deubzer flankte mit einem Satz über die Mauer und stand im ehemaligen Innenhof der Burg.
Hier schaute er sich um.
»Geh mal nach links!« rief Werner Tonagel, ebenfalls über die Mauer flankend. »Dieses alte Steinhaus interessiert mich. Sieht wie ein Stall aus.«
»Und da soll die Gruft sein?«
»Weiß ich doch nicht.«
Die beiden Freunde gingen los. Eine Tür hatte das Gebäude nicht.
Sie warfen einen Blick ins Innere, konnten aber kaum etwas erkennen, weil es zu dunkel war.

»Nichts zu machen«, meinte Werner.
Sie gingen weiter. Das Hauptgebäude war wirklich nur noch eine Ruine. Zwar stand die Vordermauer, und auch die breite Treppe war erhalten geblieben, doch das Dach hatte den Belastungen der Zeit nicht widerstehen können und war eingefallen. Ein paar dicke Holzbohlen stachen noch wie bizarre Zeugen einer anderen Zeit in den immer dunkler werdenden Himmel.
Vor der Treppe blieben die Jungen stehen. Hermann deutete nach vorn. »Ob wir da mal nachsehen?«
Werner schüttelte den Kopf. »Das ist mir zu gefährlich.«
»Doch Angst vor Geistern?«
»Nein, aber vor Einsturzgefahr.«
Hermann winkte ab. »Hör auf. Das hat hier so lange gestanden und wird uns auch noch überleben.«
»Mensch, das ist Bruch. Hast du denn Tomaten auf den Augen?«
»Ich versuch's trotzdem.«
Hermann wollte gehen, doch Werner hielt ihn fest. »Bleib hier, Mann. Wenn irgend etwas einbricht…«
»Laß mich los.«
Seufzend ließ Werner seinen Arm sinken.
Hermann grinste den Freund an. »Wenn du zu feige bist, kannst du ja hier warten.«
»Das tue ich auch.«
Hermann Deubzer trennte sich von seinem Freund und stieg langsam die Stufen der Treppe hoch. Die sah ziemlich brüchig aus. Zahlreiche Stufenecken gab es nicht mehr. Die Steine sahen aus, als hätte jemand mit Eisenfüßen dagegengetreten.
Doch die Treppe hielt.
Dahinter gähnte der Eingang.
Die Tür war längst zerstört worden und hing nicht mehr in den Angeln. Früher war man direkt in die Halle getreten, das ging leider nicht mehr, denn ein großer Teil des Fußbodens fehlte. Er war einfach in die Tiefe gestürzt und lag dort als Trümmerrest. Wo der Boden noch erhalten war, lagen Teile des Dachstuhls hochkant und quer über- und ineinander verschachtelt, so daß sie einen regelrechten Wirrwarr bildeten – aus Holz, Schutt und Staub. Vieles war feucht und modrig, da der Regen ungehindert in die ehemalige Halle hineinfallen konnte.
»Hast du genug gesehen?« rief Werner.
»Nein.«
»Komm trotzdem zurück.«
»Laß mich.«
Werner preßte nach Hermanns Antwort die Lippen zusammen und atmete scharf durch die Nase ein. Die Sache gefiel ihm überhaupt nicht. Er hatte so ein komisches Gefühl. Werner stritt zwar die

Existenz von Geistern oder Dämonen ab, trotzdem kam ihm diese verfallene Burgruine nicht geheuer vor.

Irgend etwas Seltsames ging von ihr schon aus, das war nicht zu leugnen.

Zudem wurde es langsam dunkel. Die blasse Sonne war längst verschwunden. Wie ein breites, alles umfassendes Band kroch die dunkelgraue Dämmerung heran.

Bald würde es dunkel sein.

Werner machte einen letzten Versuch. »Wir schaffen unseren Job nicht mehr!« schrie er.

»Dann fahren wir morgen noch mal hierher.« Hermann Deubzer war einfach nicht zu belehren.

Werner wußte nicht, was er machen sollte. Einerseits empfand er wirklich Furcht, etwas, das es bei ihm sonst kaum gegeben hatte, andererseits konnte er seinen Freund auch nicht im Stich lassen.

Der war aber nicht mehr zu sehen. Hermann Deubzer wurde von der Neugierde gepackt. Er wollte unbedingt die alte Gruft finden und ging davon aus, daß sie irgendwo in der Tiefe liegen mußte.

Vorsichtig bewegte er sich am Rand des eingebrochenen Fußbodens entlang. Er konnte einen Blick in die Tiefe und damit in den Keller werfen.

Schaurig war es schon, dort hinunterzuschauen. Der Keller lag tief.

Auf seinem Boden glänzten Pfützen. Ein fauliger Gestank drang bis zu dem Jungen hoch. Er sah aber nicht nur Trümmer, sondern dicke Steinwände, die wohl nie im Leben umfallen würden und die Decke an den Seiten noch trugen.

Doch wo befand sich die Gruft?

Hermann dachte schon daran, umzukehren, als ihm einfiel, daß er noch mal von der Tür der gegenüberliegenden Seite in die Tiefe blicken konnte. Von dort hatte er einen ganz anderen Blickwinkel.

Allerdings war es nicht einfach und ungefährlich, auf die andere Seite zu gelangen. Er mußte über Schutt und Trümmer klettern.

Hermann warf noch einen Blick zum Eingang. Sein Freund war dort nicht aufgetaucht. Er verstand nicht, daß Werner auf einmal solch eine Angst zeigte.

Der Halbwüchsige konzentrierte sich auf seine vor ihm liegende Aufgabe. Er kletterte den ersten Schuttberg an. Auf dem Geröll lag eine dicke Schicht aus Moos und anderem kargen Pflanzenwuchs.

Sogar Gras wuchs schon zwischen den Steinen und Balken. Das gab dem Schutt den Hauch einer trügerischen Sicherheit.

Auch Hermann fiel darauf rein.

Er wurde unvorsichtiger und dachte: Mir kann schon nichts passieren.

Halt suchte er bei vorspringenden Steinen und Kanten. Dann wurde

er sogar so wagemutig, daß er sich zu seiner vollen Größe aufrichtete, die Arme seitlich ausstreckte, um so besser die Balance zu halten. Vor sich sah er einen Querbalken. Auf beiden Seiten lag der kopfdicke Balken, er sah ziemlich stabil aus.

Hermann wollte es wagen.

Er federte in den Knien etwas ein, gab sich Schwung und sprang.

Die Distanz zu seinem neuen Ziel überbrückte er spielend. Nur hatte er die Witterungsverhältnisse nicht mit einkalkuliert. Er traf den Balken zwar, kam sogar mit beiden Beinen auf, aber das lange Stück Holz war der plötzlichen Last nicht gewachsen.

Es brach.

Das Splittern klang Hermann Deubzer wie eine grelle Musik in den Ohren. Zu seinem Unglück bewegte sich auch noch der Schuttberg unter dem Balken und geriet ins Rutschen.

Nach links, genau der Öffnung zu.

Hermann versuchte, sich zu fangen. Er verlagerte sein Körpergewicht auf die Gegenseite, ruderte dabei mit den ausgestreckten Armen, doch da war nichts mehr, wo er sich festhalten konnte.

Hermann Deubzer rutschte ab.

Das Gestein löste sich unter ihm, der Balken verlor jeglichen Kontakt, und der junge Mann sah die riesengroße Öffnung im Fußboden rasend schnell auf sich zukommen.

Dann fiel er.

Sein gellender Schrei hallte durch die Trümmerruine der alten Burg und verwehte irgendwo unten in den Gewölben, als gebrochenes, schauriges Echo…

***

Werner Tonagel hatte lange genug um seinen Freund gezittert. Er kam sich plötzlich feige vor, denn er stand am Fuße der Treppe und hatte Hermann allein gehen lassen. Und ein Feigling war er noch nie in seinem Leben gewesen. Vor zwei Jahren hatte er sogar eine Rettungsmedaille verliehen bekommen.

Er hatte einen kleinen Jungen aus einem Löschteich geholt, in den das Kind gefallen war.

Und hier sollte er kneifen? Auf keinen Fall.

Der 17jährige gab sich einen innerlichen Ruck und stieg die Stufen der Treppe hoch. Nicht schnell, auch jetzt ließ er noch die notwendige Vorsicht walten.

Die Hälfte hatte er gerade hinter sich, als er den gellenden Schrei hörte.

Er schien nicht enden zu wollen, dabei war es nur das Echo, das den Schrei verstärkte.

Werner wurde bleich!

Plötzlich vergaß er die Vorsicht, nahm die restlichen drei Stufen mit einem Satz und blieb abrupt stehen, als er den Rand des eingestürzten Fußbodens erreicht hatte.

»Hermann!« brüllte er und schaute in die Tiefe.

.mann…mann. So antwortete ihm das Echo.

Werner Tonagel ließ sich auf die Knie fallen, rutschte bis zum Rand der gewaltigen Öffnung vor und schaute in den Keller hinab.

Dort lag sein Freund.

Leblos… Ein heißer Schreck durchzuckte Werner. Hatte sich Hermann bei dem Fall das Genick gebrochen? Das war leicht möglich. Leider war es zu dunkel, um Genaueres erkennen zu können, aber die Vorstellung allein machte Werner bald rasend.

»Hermann!« brüllte er wieder.

Und Hermann rührte sich.

Als das Echo seines eigenen Schreis verhallt war, vernahm Werner Tonagel das Stöhnen. Dann hörte er ein, Schimpfwort, und im nächsten Augenblick richtete sich Hermann auf.

Werner fiel ein zentnerschwerer Stein vom Herzen.

»Bist du okay?« rief er.

Hermann Deubzer drehte den Kopf, und Werner sah das blasse Oval seines Gesichts.

»Ich glaube.«

»Warte, ich hole Hilfe.«

»Nein, nein. Bleib mal.« Hermann versuchte, sich aufzurichten. Es klappte sogar. Schließlich stand er, schwankte zwar leicht, konnte aber gehen. Der Junge hatte wirklich ein sagenhaftes Glück im Unglück gehabt.

Er ging ein paar Schritte – und knickte zusammen, wobei ein Schrei über seine Lippen drang.

»Was ist?« rief Werner.

Hermann ließ sich niedersinken. »Mein Fuß, verdammt. Scheint verstaucht zu sein«, keuchte er.

»Und sonst?«

Hermann lachte. »Mann, du hast gut reden. Hab du mal einen verstauchten Fuß.«

»Okay, war nicht so gemeint. Aber wie kommst du hier wieder raus?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Ein Seil habe ich nicht. Ich hätte dich sonst hochziehen können.«

»Du kannst ja zurück in die Stadt fahren und dort Hilfe holen«, schlug Hermann vor.

»Nein, das mache ich nicht.«

»Was dann, Mensch?«

»Ich schaue mich hier mal um und werde zusehen, daß ich noch einen anderen Eingang finde. Da ist bestimmt noch was.«

»Falls er nicht verschüttet ist«, sagte Hermann.
»Du bist doch sonst immer Optimist.«
»Geh schon, Mensch.«
»Und halte du dich tapfer!« rief Werner Tonagel. Er warf seinem Freund noch einen Blick zu und konnte nicht ahnen, daß es das letzte Mal sein würde, daß er Hermann so sah…

***

Der BMW nahm die Steigungen mit Bravour. Er wurde ziemlich schnell gefahren. Es schien, als käme es Lady X auf jede Sekunde an.
Zum Glück waren die Straßen nicht verschneit, aber auf den freien Flächen lag noch die weiße Pracht.
»Es wird viel zu früh dunkel«, schimpfte die ehemalige Terroristin und bremste ab, weil sie fast die schmale Abfahrt übersehen hatte, die von der Straße her in den Wald führte.
»Ist das der Weg?« fragte Viola Mandini.
»Was denkst du denn?«
»Entschuldigung.«
Wie schon Will Mallmann, nahm auch Lady X die Holperstrecke in Angriff. Sie fluchte über jedes Schlagloch. Verbissen hielt sie das Lenkrad fest und bremste dann so heftig, daß die neben ihr sitzende Viola Mandini in den Gurt geworfen wurde.
»Was ist denn jetzt?« fragte Viola.
»Sieh nach links.«
»Da steht ein Wagen auf der Lichtung. Und?«
»Und, und? Bist du denn blind? Denkst du, das ist normal, hier oben ein Fahrzeug zu finden? Mensch, wir sind am Arsch der Welt. In diese Gegend verläuft sich niemand. Schon gar nicht bei solch einem Wetter. Das hat was zu bedeuten. Los, steig aus.«
Viola Mandini öffnete die Tür und holte ihre Jacke vom Rücksitz.
Als sie das Kleidungsstück wegzog, wurde etwas anderes sichtbar.
Eine Maschinenpistole der Marke UZI und ein schwerer Colt Ruger, der frisch eingefettet war und leicht glänzte.
Lady X nahm beide Waffen an sich. Den Colt warf sie dann Viola Mandini zu. »Damit kannst du ja hoffentlich umgehen?«
Viola nickte.
Sie schaute auf die schwere Waffe. Ja, so etwas war ihr vertraut.
Wie auch eine MPi. Aber darauf verließ sich die Scott. Die Maschinenpistole war gewissermaßen ihr Markenzeichen. Manchmal kam es ihr vor, als wäre ihr diese Waffe mit in die Wiege gelegt worden.
Dumpf schnappten die Türen des Wagens ins Schloß. Die Mandini deutete auf den Manta. »Mich würde mal interessieren, was er hier in der Gegend soll.«

Lady X nickte. Über den Opel zerbrach auch sie sich den Kopf. Es mußte einen Grund haben, daß der Wagen hier stand. Wem gehörte er? Pamela Scott beschloß, noch vorsichtiger zu sein.

Und das sagte sie auch ihrer Kollegin.

»Wir müssen achtgeben. Ich habe das Gefühl, daß sich hier noch ein paar Leute für die Ghouls interessieren.«

»Wie das denn?«

»Warte es ab. Mein sechster Sinn hat mich noch nie getrogen. Der ist geschärft worden.« Sie lachte leise. »Los, jetzt, wir schauen uns mal die Gegend an.«

Die beiden Frauen tauchten in den Wald. Sie glichen Partisaninnen, wie sie, schwerbewaffnet, ihren Weg suchten. Lady X ging immer einen Schritt hinter der Mandini. Sie schaute sich nach Gegnern um, suchte Verstecke, aber es blieb ruhig.

Unangefochten durchquerten die beiden Verbrecherinnen das Waldstück. Sie schreckten höchstens ein paar Vögel auf.

»Hast dich wohl getäuscht«, sagte die Mandini.

Lady X schüttelte den Kopf. »Noch ist nicht aller Tage Abend, Viola. Den Friedhof haben wir noch vor uns.«

»Wer sollte sich denn da aufhalten?«

»Rede nicht. Komm weiter.«

Sie sahen den Totenacker. Die Bäume standen nicht mehr so dicht und erlaubten eine etwas freiere Sicht.

Beide blieben stehen.

Lady X lässig, den Kolben der Maschinenpistole gegen die Hüfte gedrückt, aber mit lauernden Augen und gespannten Sinnen. Ihr entging nichts, keine Bewegung.

Diese Frau stand da und witterte wie ein Raubtier.

Viola Mandini hatte sich verkrampft. Man merkte ihr an, daß sie ihre Gefühle noch nicht so sehr unter Kontrolle halten konnte. Sie war einfach zu aufgeregt.

»Nichts zu sehen«, sagte sie.

»Sei ruhig und rede nicht so laut, wenn du was sagen willst!« zischte Lady X.

Viola verstummte hastig.

Lady X bedeutete ihr, zurückzubleiben. Sie selbst ging einige Schritte vor und bemühte sich, so wenig Geräusche wie nur möglich zu machen. Dabei duckte sie ihren geschmeidigen Körper zusammen und hatte die Augen zu Sicheln verengt.

Gespannt beobachtete die Mandini ihre Kollegin. Insgeheim bewunderte sie die Kaltblütigkeit der Scott. Viola selbst hatte sich immer für abgebrüht gehalten. Als sie Lady X kennenlernte, mußte sie ihre Meinung jedoch revidieren.

Die war hart wie Stahl. Und Gefühle zeigte sie schon überhaupt

nicht. Im Unterholz blieb sie hocken und rührte sich nicht. Sie schien irgend etwas entdeckt zu haben, dessen war sich Viola sicher. Aber was? Sie selbst konnte nichts erkennen, so sehr sie sich auch anstrengte und ihre Blicke über den Friedhof gleiten ließ.

Schließlich erhob sich Lady X und huschte ebenso leise wieder zurück. »Hör zu«, sagte sie, als sie neben Viola stehenblieb. »Wir sind nicht allein.«

»Was? Wo denn? Ich meine…«

»Halt den Mund und laß mich ausreden!« zischte die Scott. »Da hockt jemand auf dem Friedhof. Irgendein Kerl. Ich habe ihn nur einmal gesehen, bin mir aber sicher, daß ich ihn nicht kenne. Wenigstens nicht persönlich. Zudem sah ich ihn auch nur von hinten. Mein Plan ist folgender. Du, Viola, wirst den Friedhof betreten und gehst einfach auf den Mann zu. Tust völlig harmlos, redest mit ihm, lenkst ihn ab, während ich mich anschleiche. Und dann«, die Scott deutete nickend auf die Maschinenpistole, »werden wir weitersehen. Hast du alles begriffen?«

»Ja.«

»Mach ja keine Fehler. Und steck die Waffe weg. Die braucht der Kerl nicht zu sehen.«

»Du kannst dich auf mich verlassen.« Viola Mandini drückte den Revolver am Rücken zwischen Gürtel und Pullover. Sie lächelte der Scott noch einmal zu und ging los.

Wohl war ihr nicht, aber sie brauchte die Sache ja nicht allein durchzuziehen. Sie wußte Pamela in ihrem Rücken, und das war gut so.

Allerdings konnte sie ein leichtes Herzklopfen nicht vermeiden, als sie den schützenden Wald verließ. Das war der Streß, unter dem sie in den letzten Wochen des öfteren gelitten hatte. Mit dem ruhigen Leben war es nach dem Fall in der Geisterbahn vorbei. Viola und ihr toter Bruder Ennio waren Kinder des Teufels, der mit ihrer Mutter gebuhlt hatte.

Deshalb hoffte sie, daß Satan seine schützende Hand über sie legen würde.

Der Friedhof sah wirklich wüst aus. Da gab es keinen Grabstein, der nicht schief im Boden stand. Auch wucherte das Unkraut hoch, man konnte sich gut verstecken.

Hier sollten die beiden Ghouls hausen. Ein wirklich gutes Versteck, fand die Mandini.

Es kam ihr auch nicht darauf an, möglichst leise zu sein, der Kerl sollte merken, daß jemand kam.

Und er merkte es auch.

Will Mallmann war nicht nur am Grab hocken geblieben, er hatte auch hin und wieder eine kleine Runde um die alten Gräber gedreht.

Einmal hatte er sogar geglaubt, einen Automotor zu hören, es jedoch hinterher als Täuschung abgetan.

Und dann sah er die Frau.

Sie tauchte wirklich wie ein Geist zwischen den hohen Grabsteinen und dem Unkraut auf. Mit nahezu lasziver Lässigkeit bewegte sie sich voran. Den Reißverschluß der Jacke hatte sie geöffnet, und Will konnte erkennen, welch eine provozierende Figur die Frau da zur Schau trug. Das war wirklich ein Rasseweib. Die langen roten Haare wurden vom Wind bewegt und flatterten wie eine Fahne.

»Hi«, sagte sie, als sie vor dem Kommissar stehenblieb.

Will sprach sie an. »Haben Sie sich verlaufen?«

Die Rothaarige antwortete in Englisch. »Vielleicht. Ich wollte einen Spaziergang machen.«

Mallmann schaltete auch auf die andere Sprache um. »Es ist seltsam, daß man sich um diese Zeit auf einem alten Totenacker verläuft. Wie kommen Sie hierher?«

Viola hob die Schultern. »Ich mache hier in der Gegend Urlaub. Bei Verwandten.«

»Und dann zieht es Sie auf einsame Friedhöfe?« Längst war Wills Mißtrauen geweckt. Er hatte die Frau zwar noch nie gesehen, aber er ahnte, daß mit ihr etwas nicht stimmte. Jetzt fiel ihm auch wieder das ferne Geräusch des fahrenden Wagens ein, das er gehört hatte.

Es war also keine Täuschung gewesen.

Viola senkte den Blick. »Nein, auf einen Friedhof wollte ich nicht. Aber meine Schwester hat mir von dieser Ruine erzählt, die hier in der Nähe liegen soll. Ich fand sie nicht und bin hier auf dem Friedhof gelandet.«

»Das soll ich Ihnen glauben?«

»Warum nicht? Ich frage Sie ja auch nicht, was Sie hier wollen. Jeder kann doch hingehen, wo er will. Deutschland ist ein freies Land. Das sagt immer meine Schwester, die mit einem Deutschen verheiratet ist.«

Die Lüge rutschte der Mandini so glatt über die Lippen, daß sie sich vor lauter Lob hätte selbst auf die Schulter schlagen können.

Damit täuschte sie sogar einen alten Fuchs wie Kommissar Mallmann. Er fiel auf Viola rein.

»Na ja«, sagte er lächelnd, »kann ja mal passieren. Aber Sie sollten sich trotzdem vorsehen. Dieser Friedhof ist wirklich nicht ungefährlich, Miß.«

»Wenn Sie doch bei mir sind«, erwiderte Viola mit rauher Stimme.

In ihr lag ein Timbre, das seine Wirkung auch bei Will Mallmann nicht verfehlte.

»Nun, ich, also ich habe andere Aufgaben zu erfüllen«, sagte der Kommissar.

»Welche denn?« Viola stellte die Frage und schaute dabei an Mallmann vorbei. Sie hatte Mühe, ein triumphierendes Lächeln zu unterdrücken, denn sie sah, daß sich Lady X schon ziemlich nahe an den Mann heranbewegt hatte.

Lautlos, versteht sich. Und die Maschinenpistole hielt sie schußbereit.

Viola überlegte fieberhaft, wie sie das Gespräch weiter in Gang halten konnte. Ihr fiel auch etwas ein.

»Dann können Sie mir den Weg zur Ruine wohl auch nicht zeigen, Mister? Oder?«

»Nein.«

»Muß ich allein gehen?« Viola zog einen Schmollmund wie damals die Bardot zu ihren Glanzzeiten.

»Sie sollten gar nicht gehen«, schlug Will Mallmann vor. »Es wird schon fast dunkel. Außerdem ist es gefährlich, die Ruine zu betreten, habe ich mir sagen lassen.«

»Wieso?« Viola riß die Augen auf und schaute Will mit einem unschuldigen Blick an, während sich hinter dem Rücken des Kommissars Lady X langsam aufrichtete.

Sie war nur vier Schritte entfernt.

Will hob die Schultern. »Na ja, die Ruine ist eine Trümmerlandschaft. Alles nur Bruch. Man kann leicht einen Fehltritt machen und irgendwo reinstürzen. Das lohnt sich wirklich nicht. Setzen Sie sich in Ihren Wagen, und fahren Sie wieder ab.«

Viola hob die Schultern. Die Stirn legte sie dabei in Falten und tat, als müßte sie überlegen.

»Es ist wirklich besser«, drängte Will Mallmann.

Das war der Augenblick, auf den Lady X gewartet hatte. Einen Schritt ging sie noch vor, dann sagte sie mit klirrender Stimme: »So, du Ratte, wenn du nur eine falsche Bewegung machst, bist du ein toter Mann. Rühr dich nicht!«

Will Mallmann versteifte…

***

Herman Deubzer hatte sich wieder hinsetzen müssen. Sein linker Fuß schmerzte zu stark, und der Knöchel wurde immer dicker.

Hermann konnte dabei zuschauen, wie er anschwoll.

»Scheiße!« schimpfte der Junge, winkelte das Bein an und rollte den Socken nach unten.

Verfärbt hatte sich der Knöchel auch, das konnte er selbst bei diesem miesen Licht erkennen. Nein, da war nichts zu machen. Er mußte schon auf Hilfe warten.

Aber auf Werner Tonagel war zum Glück Verlaß. Er würde sicherlich dafür sorgen, daß bald Hilfe eintraf. Bis es soweit war, mußte Hermann eben hier sitzen bleiben.

Still war es nie.
Irgend etwas knackte und knarrte immer. Steine und Holz waren mit ihm zusammen in die Tiefe gefallen, wobei Hermann noch Glück gehabt hatte, daß er nicht getroffen worden war. Die Steine waren weiter rechts zu Boden gekracht, ein paar hatten ihn zwar gestreift, doch dieser Schmerz ließ sich verkraften.
Mit dem Knöchel sah es schon wesentlich schlimmer aus. Zudem breitete sich der Schmerz auch aus. Er blieb nicht allein auf den Fuß konzentriert, sondern zog hoch bis in die Wade. Es war Hermann unmöglich, zu gehen.
Doch das wollte er nicht wahrhaben. Nach einem zweimaligen Versuch gelang es ihm, sich auf die Füße zu stemmen. Das heißt, auf einen Fuß. Als er den linken belastete, brach er mit einem Schrei auf den Lippen zusammen.
Hart fiel er hin, hatte dabei sein linkes Bein angewinkelt, und der Schmerz trieb ihm sogar das Wasser in die Augen. Warum mußte er auch solch ein Pech haben!
Er hätte dieses verdammte Gemäuer eben nicht betreten sollen.
Nun war nichts mehr zu ändern.
Hermann hatte sich gedreht. Er schaute jetzt nicht mehr dorthin, wo der Schutt lag, sondern auf die feucht glänzenden, dicken Steinmauern, die einen Großteil der Decke trugen.
Und seine Augen hatten sich inzwischen an das Licht gewöhnt, so daß er gewisse Einzelheiten ausmachen konnte.
Ihm fiel auf, daß sich innerhalb des Bodens eine Steinklappe befand.
Wie eine Falltür, dachte er, und er sah auch den eisernen Ring, der an der Klappe befestigt war.
Die Gruft fiel ihm wieder ein!
Lange genug hatte er den Zugang gesucht, und plötzlich glaubte er, den Eingang zur Gruft vor sich zu sehen. Ja, das mußte sie einfach sein, es gab für ihn keine anderen Alternative.
Hermann überlegte.
Sollte er wirklich versuchen, zur Platte hinzurobben und sie dann anheben? Es wäre eine Möglichkeit, sich die Zeit zu vertreiben.
Andererseits sah das Ding so schwer aus, daß es wohl unmöglich sein würde, es in die Höhe zu wuchten.
Hermann wurde von seinen Gefühlen hin- und hergerissen. Angst stand gegen Neugierde.
Wer siegte?
Die Vernunft. Hermann sagte sich, daß er es allein nicht schaffen konnte. Wenn Werner hiergewesen wäre, sähe das alles ganz anders aus. Zu zweit hätten sie es vielleicht geschafft. Aber so ganz allein war das wohl nicht möglich.
Er mußte warten.

Hermann lehnte sich etwas zurück und versuchte, eine entspanntere Haltung anzunehmen. An den Schmerz in seinem Fuß wollte er nicht denken, aber es fiel ihm verdammt schwer, weil das Stechen, Pochen und Hämmern zu stark war. Es befand sich auch kein Wasser in der Nähe, wo er seinen Knöchel hätte kühlen können. Er mußte eben sitzenbleiben und leiden.

Er schaute auf seine Uhr.

Wieviel Zeit genau vergangen war, konnte er nicht sagen, da ihm eine Vergleichsmöglichkeit fehlte. Er hatte nicht auf die Uhr gesehen, aber es war inzwischen fast dunkel geworden.

Hermann schaute nach oben, wobei er den Kopf in den Nacken legen mußte.

Deutlich hob sich das Loch ab, wo die Decke eingestürzt war. Bizarr und verkantet wirkte es an den Rändern. Von hier unten sah es schlimm aus, und Hermann fragte sich zum wiederholten Male, warum er das Risiko überhaupt eingegangen war.

Da hörte er ein Geräusch.

Sofort saß er stocksteif und lauschte, ob sich das Kratzen und Knirschen wiederholen würde.

Ja, es klang noch einmal auf.

Und diesmal wußte Hermann, wo es hergekommen war.

Die Steinplatte hatte sich bewegt!

Aber wer tat das? Da mußte doch jemand von unten gegengestoßen sein. Ob Werner vielleicht einen Weg in die Tiefen des Schloßverlieses gefunden hatte und jetzt gegen die Steinplatte drückte?

Nein, das schaffte er nicht. Werner besaß einfach nicht soviel Kraft, um die quadratische Platte heben zu können.

Da wieder das häßliche Knirschen.

Wie angeleimt saß Hermann auf seinem Platz und starrte mit hervorquellenden Augen auf die Platte, die nicht nur bewegt, sondern sogar höher gedrückt wurde.

Ein kleiner Spalt lag frei. Und zwischen Spalt und Platte schob sich etwas hervor. Etwas Schleimiges, Glitschiges, das entfernt an einen Arm erinnerte oder an eine Hand, denn vorn bewegten sich fünf klumpenartige Noppen, die den Vergleich mit Fingern durchaus standhielten.

Welch ein Wesen mochte dort hausen?

Hermann Deubzer verging fast vor Angst. Er hatte das Gefühl, sein Rückgrat würde sich in eine Eisstange verwandeln. Er war plötzlich unfähig, sich zu bewegen, die nackte Angst hielt sein Herz wie mit Riesenhänden umklammert.

Wie hatten die Leute noch erzählt?

In dieser Ruine würde das Grauen wohnen. Ja, sie hatten völlig recht, das Grauen wohnte hier. Keine Gespenster oder Geister, sondern ein

schleimiges Ungeheuer, das seinen Platz in den Tiefen des Burgverlieses hatte.

Die Steinplatte bewegte sich weiter nach oben. Eine große Kraft mußte in dem Ungeheuer stecken, das so etwas schaffte. Schon bald stand sie hochkant und kippte an der anderen Seite zurück.

Eine Öffnung lag frei!

Aus ihr stieg der Ghoul.

Hermann Deubzer konnte ihn noch nicht richtig erkennen, aber er nahm den penetranten Leichengeruch wahr, der ihm entgegenwehte. Noch nie in seinem Leben hatte er so etwas gerochen, und es wurde ihm regelrecht übel.

Hermann hatte Mühe, sich nicht zu übergeben. Er schluckte, atmete durch die Nase und zitterte wie Espenlaub. Seine Zähne klapperten aufeinander, als er zusah, wie sich der Ghoul mit seinem gesamten Körper aus der Luke schob.

Der Dämon war nur ein widerliches, schleimiges Etwas, aufgequollen, aufgedunsen, in seiner Urgestalt vor dem Jungen stehend, wobei Hermann die Andeutung eines Gesichts bei diesem schrecklichen Wesen erkannte..

Mehr aber nicht.

Der Ghoul war erregt. Er sonderte Schleim ab, der sich auf dem Boden ausbreitete und wie eine zähe Masse hinter ihm herfloß, als er sich auf Hermann zubewegte. Seine Gestalt wirkte fast durchsichtig. Hermann glaubte, die Adern hinter der wie Glas wirkenden sirupartigen Masse zu erkennen, das Zucken und Pulsieren, und er hörte auch die schmatzenden, gurgelnden Laute, die ihm dieser Ghoul entgegenschleuderte.

Seine Angst steigerte sich noch mehr.

Normalerweise wäre er weggelaufen, aber durch den Fall hatte er sich nun mal den Fuß verstaucht, so mußte er bleiben und sich dem Wesen stellen.

Hermann Deubzer wußte genau, daß der Ghoul ihn töten wollte.

Solch ein Monster ließ keine anderen Lebewesen in Ruhe. Das war ihm mit erschreckender Deutlichkeit klargeworden.

»Weg!« keuchte er. »Geh doch weg!«

Der Ghoul hörte nicht, er kam näher. Das Opfer war ihm sicher.

Auch Hiberno, der noch nicht erschienen war, würde sich darüber freuen. Sie hatten wieder einen.

Hermann war sich darüber klar, daß er etwas unternehmen mußte. Er durfte nicht so hockenbleiben. Er wollte und mußte sich wenigstens wehren.

Aber wie?

Er hatte keine Waffe. Doch da fiel ihm sein Messer ein, daß er immer bei sich trug. Es war ein Fahrtenmesser und hatte ihm auf seinen

Waldspaziergängen schon des öfteren gute Dienste erwiesen.
Es steckte im Gürtel.
Fieberhaft tasteten Hermanns Hände nach dem Messer, fanden den Griff und zogen die Klinge aus der Scheide.
Dem Jungen war jetzt etwas wohler, obgleich er nicht daran glaubte, daß er dieses Wesen mit dem Messer besiegen konnte. Er wechselte es in die linke Hand, beugte sich nach rechts und stützte sich auf. So konnte er auf die Beine kommen.
Dabei bemühte er sich, das Gewicht nur nicht auf den linken Fuß zu verlagern, was ihm auch gelang.
Er nahm das Messer wieder in die Rechte.
Hart umklammerte seine Hand den Griff aus Hirschhorn. Er war ein wenig in die Knie gegangen, hatte sich auch dabei zur Seite geneigt und berührte nur mit der linken Schuhspitze den Boden.
So erwartete er den Ghoul.
Der kam. Er wälzte sich irgendwie träge heran, sonderte dabei immer mehr Schleim ab und stieß schmatzende Laute aus.
Da stach Hermann zu.
Leicht drang die Klinge in den schleimigen Körper und verschwand darin. Hermann sah sie sogar noch durch die Haut schimmern, aber sie erzielte keine Reaktion. Der Ghoul zuckte weder zurück, noch krümmte er sich. Er ging einfach weiter.
Trotz des in seinem Körper steckenden Messers!
Als wäre der Griff glühend heiß, so hastig ließ Hermann ihn los.
Er war geschockt, wußte nicht mehr, was er tun sollte, und sah mit Schrecken das im Körper des Ghouls steckende Messer.
Er wich zurück.
Dabei achtete er nicht mehr auf sein Bein, belastete den linken Fuß, und der stechende Schmerz breitete sich schnell wie ein Blitzstrahl in seinem Körper aus.
Hermann Deubzer konnte die Balance nicht mehr halten, verlor das Gleichgewicht und fiel nach hinten. Hart kam er auf, kippte noch weiter und schlug mit dem Hinterkopf gegen einen aus dem nach unten gefallenen Schutt hervorstehenden Stein.
Etwas zerplatzte vor seinen Augen. Sekundenlang hatte er das Gefühl, überhaupt nicht mehr da zu sein.
Da warf sich der Ghoul auf ihn. Er fiel sogar langsam, wie in Zeitlupe, dafür aber zielsicher, und Hermann gelang es nicht mehr, sich zur Seite zu drehen.
Der Ghoul drückte ihn zu Boden.
Hermann schrie.
Er schlug mit beiden Fäusten nach dem Wesen, traf es auch, und er sah, wie seine Hände in der schleimigen Masse versanken. Er hatte Mühe, sie herauszuziehen.

Der Gestank wurde unerträglich. Hermann wehrte sich verzweifelt, als er merkte, wie der Ghoul ihn wegziehen wollte. Irgendwie gelang es ihm, das Stück eines Balkens zwischen die Finger zu kriegen. Damit schlug er zu.

Es waren wilde Schläge, die er gegen den Körper des Ghouls wuchtete. Er hörte das Klatschen und stellte mit Entsetzen fest, daß auch das Holz im Schleim versank.

Nein, so hatte er keine Chance. Gegen die Kräfte dieses Monsters kam er nicht an.

Der Ghoul packte jetzt richtig zu und zog Hermann über den Boden auf die Öffnung zu.

Der Junge sah es mit Entsetzen. Er konnte sich aber nicht dagegen wehren.

Er hatte die Leichengruft finden wollen, nun bekam er sie zu sehen. Und aus der Öffnung sah er plötzlich eine zweite Gestalt steigen, die der ersten aufs Haar glich.

Jetzt rettete ihn nichts mehr.

Hermann Deubzer begann zu schreien…

***

Ich hatte mich, wie man so schön sagt, in die Büsche geschlagen. Wo ich den Wald durchqueren wollte, wuchs das Unterholz ziemlich dicht, war sperrig und zerrte an meinen Beinen. Ich mußte mir den Weg regelrecht freibahnen- und stampfen.

Im Wald ging es besser. Zwischen den Bäumen fand ich oft genügend Platz, um mich vorbeischlängeln zu können. Will Mallmann hatte mir die Richtung genannt, die ich gehen mußte. Den Weg wollte ich auf jeden Fall einhalten.

Mir war es jetzt schon zu dunkel. Viel würde ich in der alten Ruine nicht erkennen können. Zum Glück trug ich eine Lampe bei mir, die wertvolle Dienste bei meiner Suche erweisen konnte.

Manchmal mußte ich auch geduckt gehen. Dabei hielt ich meine angewinkelten Arme vor den Kopf, um mich gegen die sperrigen Zweige zu schützen.

Ich hoffte natürlich sehr, daß ich den Ghoul packen konnte. Von einem zweiten hatte ich ja zu dem Zeitpunkt gar keine Ahnung.

Ghouls waren für mich die schlimmsten Dämonen. Ich wäre um den halben Erdball geflogen, um einen von ihnen zu kriegen.

Der Wald lichtete sich.

Praktisch im letzten Licht des schwindenden Tages sah ich die Ruinen der Burg.

Da war nicht mehr viel zu machen.

Ich blieb stehen und schaute mir die eingestürzte Außenmauer an.

Irgendwann würde der Wald so weit vorgewachsen sein, daß er die

Mauer überwucherte.
Ich flankte über ein kniehohes Stück Mauerwerk und stand im Innenhof der ehemaligen Burg.
Auch hier sah es nicht besser aus.
Überall lagen die Trümmer herum, große Steine, mit Moos bewachsen, grünlich schimmernd. Das Gras wuchs kniehoch und streichelte meine Hosenbeine.
Langsam ging ich weiter.
Oft drehte ich mich um, schaute nach rechts, links, nach vorn und hinten.
Von einem Ghoul keine Spur.
Ich roch auch nichts, denn der Gestank dieser Wesen war ja immer eine gute Spur.
Langsam ging ich weiter. Meine Füße knickten das hohe Gras.
Dann sah ich eine Treppe, die zu meiner großen Überraschung noch heil geblieben war. Sie führte geradewegs auf den Haupteingang des Schlosses zu. Eine Tür war natürlich nicht vorhanden, statt dessen gähnte dort ein großes Loch.
Ich schaute an dem Eingang vorbei und sah noch einige Nebenbauten, die ebenfalls die Zerstörung überstanden hatten. Wo sollte ich anfangen und suchen?
Der Eingang zur Gruft konnte sich sowohl außen, als auch innen befinden. Da gab es keine bestimmten Regeln. Ich knipste die Lampe an und leuchtete vor mir den Boden ab, wobei ich langsam im Kreis ging. Je mehr Zeit verging, um so größer wurden meine Kreise. Der gebündelte Lampenstrahl stach wie ein Speer dem Boden entgegen. Käfer krabbelten aus dem Lichtkreis, dann huschten zwei Waldmäuse davon, aber einen Einstieg in die Gruft entdeckte ich auf dem Schloßhof nicht.
Pech.
Ich blieb stehen und lauschte dem Raunen des langsam aufkommenden Abendwinds. Er fuhr durch die entlaubten Kronen der Bäume und regte zahlreiche Zweige und kleinere Äste zu Verneigungen an. Natürlich konnte ich um das Schloß herumgehen und mir die Rückseite vornehmen, aber dazwischen lag ja noch das halbzerstörte Innere. Vielleicht sah ich dort etwas. Manchmal findet ja auch das blinde Huhn ein Korn.
Ich fand zwar kein Korn, hörte aber den gellenden Angstschrei.
Ohne lange zu überlegen wußte ich, wo er aufgeklungen war.
Im Schloß.
Ich rannte los!

***

Möglicherweise war die Treppe brüchig, vielleicht hielt sie meinem

Gewicht nicht stand, aber das war mir jetzt egal. Ein Mensch hatte geschrien, jemand befand sich in Lebensgefahr, und da mußte ich helfen. Koste es, was es wolle.

Ich nahm die Treppe mit zwei gewaltigen Sätzen, wobei ich meinen Körper streckte wie ein Weitspringer.

Und ich hatte Glück.

Die Stufen hielten.

Ein weiterer Schritt. Im nächsten Augenblick übertrat ich die Schwelle und blieb wie angewurzelt stehen, wobei ich noch wild mit den Armen ruderte um das Gleichgewicht zu behalten.

Vor mir gähnte die Tiefe.

Ein gewaltiges Loch befand sich im Boden, durch das ich in den Burgkeller starren konnte.

Zuerst war nichts zu sehen, weil ich mich an die Lichtverhältnisse gewöhnen mußte. Ich konnte sowieso nur Schemen ausmachen.

Aber irgendwelche Gestalten bewegten sich dort.

Ich nahm die Lampe, schaltete sie ein und ließ den Strahl wandern. Er reichte zum Glück bis zum Boden, riß dort Staub, Dreck und Trümmer aus der Dunkelheit. Als ich ihn weiterschwenkte, hatte ich das Gefühl, einen Stromstoß zu bekommen. Gleichzeitig erklang wieder ein gellender Schrei auf.

Ausgestoßen war er von einem jungen Mann, der sich in den Klauen eines widerlich schleimigen Monsters befand, das ihn auf eine im Boden befindliche Öffnung zuzerrte.

Da hatte ich den Ghoul vor mir!

Aber ich sah noch mehr. Aus der Öffnung war ein zweiter Ghoul gekrochen. Seine langen Arme hielt er ausgestreckt, um seinen Artgenossen zu unterstützen.

Der Junge hatte keine Chance. Die Ghouls waren zu stark und hatten ihr Opfer schon bis an die Öffnung vorgezogen, wo er jetzt mit dem Oberkörper eintauchte.

Sein Schreien wurde dumpfer.

Natürlich hielt ich in der rechten Hand die Beretta. Ich hatte sie sofort gezogen, aber ich konnte nicht schießen, wenn ich den Jungen nicht gefährden wollte.

Ich mußte ihn den Ghouls lassen.

Einen Atemzug später waren sie verschwunden. Zurück blieb die viereckige Öffnung, die mich an den Einstieg in die Unterwelt erinnerte.

Fest stand, daß ich versuchen mußte, den Jungen zu retten. Doch welche Möglichkeiten hatte ich?

Ich schaute nach unten und schätzte die Entfernung ab.

Vielleicht sechs Yards?

Keine gewaltige Entfernung, aber der Boden war hart, nicht

nachgiebig. Wenn ich aufkam, würde ich den Aufprall bis in den letzten Knochen spüren.

Und doch gab es keine andere Alternative. Einen bequemeren Weg zu suchen, dafür hatte ich keine Zeit. Ich lief nur ein paar Schritte zur Seite und stellte mich dorthin, wo ich unten eine freie Fläche fand, die nicht von irgendwelchen Schuttresten überladen war.

Beretta und Taschenlampe steckte ich weg. Noch einmal tief durchatmen, Absprung.

Ich fiel.

Meinen Körper zog ich zusammen, und schon erfolgte der Aufprall er war wirklich hart. Es schmerzte im Kopf. Ich warf mich nach vorn, vollführte eine Rolle und kam tatsächlich wieder gut auf die Beine.

Zwei Sekunden später stand ich an der Öffnung und leuchtete hinein.

Keine Spur von den beiden Ghouls und ihrem Opfer. Aber ich roch sie. Dieser penetrante Gestank wies mir den Weg, den ich gehen mußte…

***

Will Mallmann hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen. Die Stimme der Frau hatte so kalt geklungen, daß Will ihr durchaus die Drohung abnahm.

Äußerlich blieb er gelassen, doch innerlich ärgerte er sich, den beiden Weibsleuten auf den Leim gegangen zu sein. Die Rothaarige vor ihm grinste frech. Sie griff jetzt unter ihre Jacke und holte einen schweren Revolver hervor. Mit der Mündung zeigte sie auf Wills Brust.

Der Kommissar fragte sich, was zwei bewaffnete Frauen um diese Zeit und in dieser Gegend suchten. Sollten sie ebenfalls hinter einem Ghoul hersein?

Daran wollte Mallmann nicht glauben.

Sekunden vergingen. Der Kommissar hörte hinter sich die raschelnden Geräusche, als die Frau durch das hohe Gras schritt.

Dann klang der Befehl auf.

»Dreh dich um!«

Mallmann gehorchte. Obwohl er vor Neugierde nahezu platzte, hütete er sich, eine allzu schnelle Bewegung zu machen, die die Frau falsch hätte verstehen können.

Will Mallmann wandte sich praktisch auf den Absätzen um.

Dann starrten sie sich an.

Es war noch hell genug, um zu erkennen, wer da vor dem Kommissar mit schußbereiter UZI stand.

Pamela Scott, alias Lady X!

Persönlich war Mallmann der Frau noch nie begegnet, aber er hatte Fahndungsfotos von ihr gesehen. Deshalb wußte er genau, wen er da vor sich hatte.

Hatte er vorhin nur ein wenig Furcht verspürt, so steigerte sich diese jetzt. Will kannte die Gnadenlosigkeit und Brutalität dieser Frau nur zu gut. Er wußte, daß es ihr nichts ausmachte, einen Menschen eiskalt zu töten. Sie war ebenso schlimm wie ein Dämon, weil sie keine Gefühle mehr besaß.

Nur – wie kam sie hierher und vor allen Dingen, was hatte sie hier zu suchen? Das Kommen dieser beiden Frauen mußte einen Grund gehabt haben, freiwillig hatten sie die Reise von der Insel sicherlich nicht auf sich genommen.

Wenn jetzt John hier wäre, dachte Mallmann aber mit einer schnellen Rückkehr konnte er nicht rechnen.

Lady X schaute Mallmann an. Scharf und lauernd glitt ihr Blick von seinem Kopf bis hinunter zu den Fußspitzen, sie prägte sich jedes Detail ein, wobei sie ihre Augen zu Sicheln verengt hatte. Sie schien unsicher zu sein, was ihre erste Frage auch bewies.

»Kennen wir uns eigentlich?«

»Ich hatte noch nicht das zweifelhafte Vergnügen«, erwiderte Will Mallmann spöttisch.

Lady X zuckte kurz zusammen. Sie fühlte sich auf den Arm genommen.

»Glauben Sie nur nicht, daß wir hier Räuber und Gendarm spielen, Meister. Wenn Sie noch einmal solch eine dumme Antwort geben, schieße ich Ihnen das Gehirn aus dem Schädel. Klar?«

»Sicher!«

»Okay. Dann auf die Knie!«

»Was soll ich?«

»Auf die Knie mit dir, verdammt. Ich will dich da unten sehen, du Bastard.«

»Aber ich…«

»Viola!«

Die Rothaarige hörte den Ruf und wußte genau, was sie zu tun hatte. Sie kam vor, und im nächsten Augenblick spürte Will den Druck der kalten Mündung im Nacken.

»Willst du jetzt?«

Dem Kommissar blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl der ehemaligen Terroristin Folge zu leisten.

Er kniete sich hin und spürte unter seinen Handflächen das kalte, nasse Gras. Wenigstens war der Druck der verdammten Revolvermündung verschwunden.

Sekundenlang geschah nichts. Dann hörte Will wieder die Stimme der Scott.

»Irgendwie, Freund, kommst du mir bekannt vor. Ich weiß nur noch nicht, wo ich dich hinstecken soll.«

»Bestimmt trägt er Papiere bei sich«, sagte die Rothaarige. »Soll ich

mal nachschauen?«

»Ja, mach das. Und du rühr dich nicht!«

Das lag auch nicht in Wills Absicht. Wenn er hochschielte, sah er das dunkle Mündungsloch dicht über seiner Stirn. Ein verdammt eisiges Gefühl für ihn.

Dann spürte er die Frauenhände an seinem Körper. Sie tasteten sich vor und fanden auch, was sie suchten.

Zuerst die Beretta.

»Ha«, lachte die Rothaarige, »der hat eine Kanone.«

»Mach weiter!« forderte Lady X.

Natürlich fand Viola Mandini auch die Brieftasche des Kommissars. Sie klappte sie auf, und dabei fiel ihr Blick direkt auf den Führerschein und den Ausweis.

»Ein Bulle!« stöhnte sie.

Lady X lachte kalt. »Habe ich mir fast gedacht. Und wie heißt unser Freund?«

»Will Mallmann!«

Jetzt kam es darauf an. Kannte die Frau Wills Namen, oder kannte sie ihn nicht?

Sekundenlang geschah nichts. Dann hörte der Kommissar ein leises, triumphierendes, aber auch gefährliches Lachen. »Will Mallmann vom deutschen BKA. Spezialist für Terroristenbekämpfung, der schon lange auf der Abschußliste einiger Gruppen steht. Außerdem ist er ein Freund von John Sinclair, diesem Hund!«

Plötzlich klirrte ihre Stimme vor Haß, und in einem Anfall von Wut trat sie zu.

Der Schmerz wühlte in Wills Gesicht. Lady X hatte mit ihrem Schuh seine Nase getroffen. Will flog zurück und blieb neben einem Grab im feuchten Gras liegen.

Er spürte, wie das warme Blut aus seiner Nase lief und die Lippen benetzte.

Instinktiv hatte er seinen Körper zusammengekrümmt, doch ein zweiter Tritt erfolgte nicht. Lady X hatte es sich anders überlegt. Sie ging nur auf ihn zu und blieb neben ihm stehen. »Komm hoch, Mallmann«, sagte sie hart.

Will stützte sich auf und stemmte sich in die Höhe. Blut tropfte aus der Nase. Mit dem Ärmel wischte Will über sein Gesicht, während Lady X wartete, bis er wieder vor ihr kniete. Höher ließ sie ihn nicht kommen.

»Du hast gemerkt, was passiert, wenn du noch einmal zu dumm reagierst«, sagte sie kalt.

»Okay«, quetschte Will hervor.

Die nächste Frage erreichte seine Ohren. »Bist du allein hier, Bulle?«

»Ja.« Mallmann erwartete den nächsten Tritt und freute sich, als er

ausblieb.
»Und wen suchst du?«
Mallmann hatte sich entschlossen, einen Teil der Wahrheit preiszugeben. »Den Ghoul«, sagte er.
»Dann weißt du davon?«
»Sicher.«
»Und woher?«
Will Mallmann berichtete, welches Ereignis ihn auf diesen alten Friedhof geführt hat.
Lady X lachte schallend. »Das hätte ich gern gesehen, wie ein Ghoul sich einen Bullen geholt hat. Aber du hast Pech, Bulle. Es gibt nicht nur einen, sondern gleich zwei. Ich kann dir sogar die Namen verraten. Horatio und Hiberno.«
»Nie gehört.«
»Kann ich mir vorstellen«, sagte Lady X. Dann schnitt sie ein Thema an, vor dem Will Mallmann sich gefürchtet hatte. »Nun zu einem anderen. Was macht mein Freund Sinclair?«
»Keine Ahnung.«
Schweigen. Danach die lauernde Frage. »Steckt er nicht zufällig hier in der Nähe?«
»Nein, ich bin der einzige auf dem Friedhof.«
»Das kann ich kaum glauben.«
»Ich schwöre es.«
Lady X überlegte. Sie wog das Für und Wider ab.
Will Mallmann riskierte es und hob ein wenig den Kopf. So konnte er sehen, wie die ehemalige Terroristin ihre Blicke über den alten Totenacker schweifen ließ.
Sie sah nichts.
»Okay, Mallmann, ich werde dir vorerst glauben. Vielleicht ist Sinclair auch wirklich nicht hier. Aber daß wir dich gefangen haben, freut mich besonders. Auch wir warten auf die Ghouls. Wir können sie ja nicht herbeizaubern. Aber wie es so oft im Leben ist, die Großen lockt man mit den Kleinen. Du wirst für uns den Lockvogel für die Ghouls spielen. Wie gefällt dir das?«
Mallmann schwieg.
Lady X lachte. »Klar, daß dir so etwas nicht schmeckt, aber dieses Spiel läuft nach meinen Regeln.« Sie wandte sich an Viola Mandini.
»Gib mal auf ihn acht.« Wieder spürte Will den Druck der Mündung im Nacken, während Lady X ein wenig zur Seite ging und etwas aus ihrer Tasche holte.
Will hörte es metallisch klimpern.
Dann durfte er aufstehen. Jetzt sah er auch, was die ehemalige Terroristin in den Fingern hielt.
Handschellen – eine stählerne Acht.

Viola Mandini hielt den Kommissar in Schach, während Lady X ihm befahl, die Arme auszustrecken.

Mallmann gehorchte.

Die Scott hatte die Handschellen schon aufgeklappt. Mit einer routinierten Bewegung streifte sie die stählerne Acht über die Gelenke des Kommissars.

»Jetzt gefällst du mir viel besser, Bulle!«

Die beiden Frauen bauten sich vor dem Kommissar auf. Sie hielten ihre Waffen lockerer in den Händen, die Mündungen zeigten sogar schräg zu Boden, denn beide waren sicher, daß Will Mallmann ausgeschaltet war.

Der Kommissar dachte auch nicht an Gegenwehr. Wenn er Zeit gewann, war das vielleicht die halbe Miete. Zudem war John Sinclair gar nicht weit entfernt. Vielleicht hatte er auch schon die Ghouls erledigt, dann gab es dieses Problem gar nicht mehr.

Die Beine fesselte man dem Kommissar nicht. Will Mallmann mußte nach links gehen und sich neben dem Grab aufbauen, in dem man die Leiche seines Kollegen Ziegler gefunden hatte.

Will Mallmann konnte nicht sehen, wie Lady X hinter ihm das rechte Bein hob.

Dann trat sie zu.

Der Kommissar bekam den Tritt in den Rücken. Aber damit hatte er gerechnet. Er fiel zwar in das offene Grab hinein, doch nicht so, wie diese beiden Weiber es gern gehabt hätten. Will stieß sich nur die Schulter an der kalten Lehmwand.

Dann rollte er sich auf den Rücken.

Riesig erschienen ihm die beiden Frauen, die rechts und links des Grabes standen und ihre Waffen hielten, daß die Mündungen auf Will Mallmann wiesen.

Es war ein Bild, das der Kommissar nicht vergessen würde, so sehr beeindruckte es ihn.

***

Unter der Öffnung lagen tatsächlich die unheimlichen Gänge und Verliese der ehemaligen Burg. Die Schwärze der Tiefe füllte sie vollständig aus. Ohne Taschenlampe wäre ich verloren gewesen. So aber fiel der helle Lichtfinger in das Verlies hinein, und ich erkannte eine alte, halb vermoderte Steintreppe.

Die war genau richtig.

Vertrauenerweckend sahen die Stufen nicht aus, doch ich mußte sie nehmen.

Ich stieg hinunter.

Man kann sich ja an vieles anpassen, aber an den Gestank der Ghouls würde ich mich nie gewöhnen. Die rochen so eklig, daß ich mir am

liebsten eine Sauerstoffmaske aufgesetzt hätte. Da blieb der Wunsch Vater des Gedankens.

Am Ende der Treppe blieb ich stehen und stieß mir prompt den Kopf. Den unterirdischen Gang, in dem ich gelandet war, konnte vielleicht ein Kind aufrecht durchqueren. Ich mußte mich bücken.

Einmal leuchtete ich in die Runde. Von drei Seiten war ich durch Mauerwerk umringt. An der vierten begann der Gang. Er führte genau in die Richtung, aus der ich gekommen war.

Zum Friedhof.

Schon wurde mir einiges klar. Wahrscheinlich war ich auf den Weg der Ghouls gestoßen, den sich diese Monster gegraben hatten.

Außerdem würde mir eine Kriecherei unter der Erde hier nicht erspart bleiben. Ich bewegte mich dann von Grab zu Grab. Wenn ich daran dachte und an die Funde, die ich unter Umständen machen konnte, schüttelte ich mich jetzt schon. Das war wirklich nichts Schönes.

Aber wo befand sich die Leichengruft?

Es war fraglich, ob ich darauf eine Antwort finden würde. Gebückt ging ich weiter. Der Gang war schmal und wurde vom Lampenstrahl fast völlig ausgeleuchtet. Eigentlich hätte ich die Ghouls sehen müssen, doch die schienen sich hier unter der Erde mit erstaunlicher Geschwindigkeit voranzubewegen.

Etwa fünf Minuten vergingen.

Hinter mir war es längst stockfinster geworden. Wenn der Gang jetzt einstürzte, kam ich hier nie wieder raus. Ich hoffte nur, daß er die nächsten Stunden noch hielt.

Allerlei Kriechtiere krabbelten an den Wänden und auf dem Boden herum. Käfer, Ameisen und auch Mäuse.

Bis jetzt kam ich gut voran, bis der Lichtfinger eine Stelle erfaßte, wo sich der Gang teilte.

Was nun?

Ich blieb stehen. Wo waren die Ghouls hingegangen? Ich schnupperte wie ein Hase, aber es roch hier überall nach ihnen.

Ich entschied mich für die linke.

Diesmal landete ich in einen noch engeren Stollen. Manchmal war er noch schmaler als ich in der Breite, und so mußte ich mich querstellen, um überhaupt hindurchzukommen.

Auch die Decke wurde niedriger. Schließlich kam ich gehend nicht mehr weiter.

Die nächste Gangart war die fast tiefkriechende. Eine widerliche Angelegenheit, und dann kam die große Enttäuschung. Es ging nicht mehr weiter.

Der Gang vor mir war zu!

Einfach verschüttet.

Der Fluch, der über meine Lippen drang, hätte noch einen Seemann rot werden lassen.
Ich machte wieder kehrt und hörte gleichzeitig die angsterfüllten Schreie…

***

Auch Werner Tonagel hatte einen Einstieg entdeckt. Es war ein alter Schacht, der ihn an einen Brunnen erinnerte. Darauf gestoßen war er nur, weil seine Schritte plötzlich so hohl klangen, was er überhaupt nicht gewohnt war.
Als er sich bückte, stellte er fest, daß er über Holzbohlen gelaufen war.
Er nahm sie weg und sah den Schacht.
Unheimlich kam er ihm schon vor. Wie eine Röhre stieß er in die Tiefe. Und als Werner die Innenränder abtastete, stellte er fest, daß sie gemauert waren.
Mit anderen Worten: Menschen hatten diesen tief in den Boden führenden Schacht hergestellt.
Unter Umständen war es ein Brunnen, und Werner fand sogar Steigeisen. Dieser Fund bekräftigte ihn in seinem Vorhaben, es doch einmal zu versuchen.
Er wollte in die Tiefe steigen. Sicherlich würde er einen Gang finden, der ihn zu seinem Freund brachte.
Werner Tonagel überwand seine Angst und begab sich an den Abstieg. Er war schon immer ein guter Kletterer gewesen, so bereitete es ihm keine Schwierigkeiten, in die Tiefe vorzudringen.
Je weiter er sich voranbewegte, um so muffiger wurde die Luft.
Auch ein anderer Geruch kam hinzu.
Leichengestank… Am liebsten wäre Werner wieder umgekehrt, aber das konnte er Hermann nicht antun. Er war ja mit seinem verstauchten Fuß noch viel schlimmer dran gemeinsam würden sie vielleicht einen Ausgang finden.
Eine Taschenlampe trug Werner immer bei sich. Sie war zwar klein und nicht sehr lichtstark, doch hier machte sie sich bezahlt.
Der junge Mann leuchtete in die Tiefe.
Etwas glänzte dunkel.
Wasser!
Für einen Moment erschrak Werner. Hatte er es hier doch mit einem Brunnen zu tun, der zusätzlich noch gefüllt war? Die Antwort fand er, als er auf dem letzten angerosteten Steigeisen stand.
Sein vorgestreckter Fuß versank nur bis zu den Knöcheln im Wasser. Datunter befand sich ein matschiger und morastiger Untergrund.
Werner ließ sich fallen, stand jetzt auf dem Grund des Brunnens und schaute sich um.

Er lächelte, als er den Gang erkannte. Es ging also weiter, und das freute ihn.

Werner brauchte nur noch ein paar Meter durch das Wasser zu laufen, dann wechselte der Untergrund und wurde felsig. Der Junge mußte sich ducken, als er sich voranbewegte.

Auch er nahm den widerlichen Geruch wahr, der ihm entgegenströmte und sich überall verteilt hatte.

Was konnte das nur sein?

Werner blieb stehen und leuchtete. Er suchte nach einem Gegenstand, der den Gestank abgab, fand aber nichts. Auf jeden Fall war der Geruch da, und der Junge konnte ihn nicht länger ertragen.

Sein Magen rebellierte.

Werner taumelte zur Seite. Bisher hatte er sich tapfer gehalten, nun konnte er nicht mehr, Werner Tonagel mußte sich übergeben. Danach ging es ihm besser. Am liebsten wäre er wieder umgekehrt, aber er dachte an seinen Freund Hermann, der unter Umständen in viel größerer Gefahr steckte. Nein, er mußte Hermann finden.

Vorsichtig ging er weiter. Wo dieser Gang hinführte, wußte er nicht. Er hoffte jedoch, irgendwann einmal in den Schloßkeller zu gelangen. Man sprach ja immer von Geheimgängen in den alten Burgen und Schlössern. Warum nicht auch hier?

Dann wurde der Gang breiter.

Werner sah dies als ein gutes Zeichen an. Bestimmt war es jetzt nicht mehr weit bis zu seinem Ziel.

Und er hörte Stimmen.

Sofort blieb Werner Tonagel stehen und hielt den Atem an.

Stimmen in dieser Tiefe. Wo kamen sie her? Er lauschte. Vielleicht konnte er Hermanns Stimme heraushören, das jedoch war nicht möglich. Irgend etwas hielt ihn allerdings davon ab, sich bemerkbar zu machen. Werner wollte selbst sehen, was da in der Tiefe vor sich ging.

Auf Zehenspitzen bewegte er sich voran. An der Decke hatte sich Flüssigkeit gesammelt und tropfte manchmal kalt in seinen Nacken.

Dann zuckte Werner immer zusammen. Steine und Dreck knirschten unter seinen Sohlen, der Gang war jetzt fast doppelt so breit wie vorhin am Grund des Brunnens.

Und plötzlich schimmerte Licht.

Kein Lampenschein, sondern flackerndes, unheimlich wirkendes Kerzenlicht.

Da wußte Werner, daß er sich nicht mehr allein unter der Erde in den Gängen befand.

Andere hatten ebenfalls den gleichen Weg gefunden.

Aber wer waren sie?

Freunde – Feinde?

Er dachte wieder an die geheimnisvolle Leichengruft. Ob er sie dort fand, wo auch die Stimmen herkamen?

Eine Gänsehaut rieselte über seinen Rücken. Der Gedanke bereitete ihm Furcht, erweckte aber auch seine Neugierde. Werner hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und würde ihn auch aufessen.

Kneifen wollte er auf keinen Fall.

Auf leisen Sohlen bewegte sich der junge Mann weiter. Er hatte seine eigene Lampe ausgeschaltet, der tanzende Schein vor ihm wies ihm den Weg.

Das Licht erhellte zwar die Dunkelheit unter der Erde, es schuf jedoch auch eine gespenstische Atmosphäre, wie sie Werner bisher nur aus Gruselfilmen oder einschlägigen Romanen kannte. Und er stellte fest, daß die Autoren nicht übertrieben hatten, wenn sie diese Atmosphäre näher beschrieben. Sie war tatsächlich unheimlich und vor allen Dingen nichts für schwache Nerven. Auch Werner mußte seinen gesamten Mut zusammenraffen, um nicht voller Panik und Angst den Rückweg anzutreten.

Der Gang machte einen Knick. Im rechten Winkel bog er nach links ab. Und in dieser Ecke fing sich der Widerschein des Kerzenlichts, wo er den geheimnisvollen, unheimlichen Schattentanz produzierte.

Vorsichtig lugte der junge Mann um die Ecke.

Viel konnte er nicht sehen.

Ein Gang und an dessen Ende eine Tür, die halb offen stand.

Allerdings verwehrte das Türblatt Werner die Sicht in den hinter der Öffnung liegenden Raum.

Werner Tonagel wollte es wissen. Lag hinter der Tür nun die Leichengruft oder nicht?

Vier Schritte mußte er gehen, dann stand er dicht vor seinem Ziel.

Der Geruch war intensiver geworden. Zum Glück hatte sich Werner inzwischen daran gewöhnt. Es war ihm zwar noch immer übel, aber er brauchte sich nicht zu übergeben.

Mit der rechten Hand umfaßte Werner die Türkante. Dann zog er sie langsam auf.

Zwei Sekunden vergingen.

Und plötzlich wußte Werner Tonagel, wo er war.

In der Leichengruft!

***

Noch nie in seinem jungen Leben hatte er eine solch schreckliche Szene gesehen. Was sich seinen Blicken präsentierte, war so grauenhaft, daß der Verstand sich weigerte, es überhaupt zu glauben.

Werner Tonagel schaute in ein Verlies, in dem ein gewaltiger Knochenberg sofort ins Auge stach. Da lagen Schädel herum – zum Teil zertrümmert –, er sah Armgelenke, Beine, Schulterknochen. Wie

abgenagt und von einem rötlichgelben Feuerschein Übergossen, den die auf dem Boden stehenden Kerzen verbreiteten, wirkten die blanken Knochen.

Doch er sah noch mehr.

Einen dunklen Sarg, der neben dem Knochenberg stand und geschlossen war.

Vor dem Sarg standen zwei Wesen, die praktisch nur aus einer schleimigen Masse bestanden und dauernd in Bewegung waren.

Werner hörte ein Schmatzen und Schlürfen, dazwischen ein Geräusch, das er als hohles Kichern identifizierte und wohl einen Freudenausbruch darstellen sollte.

Die beiden Wesen sonderten Schleim ab, der sich auf dem Boden ausbreitete, jedoch nicht verlorenging, sondern weiterhin an dem Körper hängenblieb.

Von seinem Freund entdeckte er keine Spur.

Oder?

Plötzlich wurden Werners Augen groß. Er schaute sich den Sarg noch einmal genauer an, und da sah er das Stück Stoff, das zwischen Deckel und Unterteil klemmte.

Es war grün, das konnte Werner erkennen. Und Hermann hatte eine grüne Parkajacke getragen.

Sollte er vielleicht… Werner wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu führen, aber alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß sich sein Freund Hermann tatsächlich in dem Sarg befand.

Mein Gott… Was sollte er machen? Noch hatten ihn die beiden Wesen nicht entdeckt. Sollte er sich wieder klammheimlich zurückziehen und so tun, als wäre nichts gewesen.

Nein, das konnte er nicht, das brachte er einfach nicht fertig. Er konnte Hermann nicht allein lassen. An die beiden mit Beulen übersäten schleimigen Wesen dachte er nicht und auch nicht daran, in welche Gefahr er sich begab.

Werner wollte Klarheit haben.

Die sollte er auch bekommen. Allerdings auf eine andere Art und Weise, wie er es sich vorgestellt hatte. Die beiden Ghouls nämlich ergriffen die Initiative.

Sie bewegeten sich wie auf ein geheimes Kommando hin auf den Sarg zu und machten sich an den Verschlüssen zu schaffen. Mit ihren teigigen Fingern bekamen sie tatsächlich die Sargverschlüsse auf.

Dann klappten sie den Deckel hoch.

Dabei wandten beide Ghouls dem jungen Mann den Rücken zu.

Wieder schmatzten und schlürften sie, so daß es Werner Tonagel kalt den Rücken hinabrieselte. Sie deckten auch mit ihren unförmigen Körpern den Sarginhalt ab, beugten sich jedoch vor und hoben einen länglichen Gegenstand aus der Totenkiste.

Werners Herzschlag wurde zu einem trommelnden Geräusch. Er wollte gar nicht glauben, was er da zu sehen bekam, aber es war keine Täuschung. Die Ghouls holten tatsächlich einen Menschen aus dem Sarg hervor.

Einen jungen Mann!

Hermann Deubzer… Werners Gesichtsmuskeln erstarrten vor Entsetzen. Er sah, was die beiden Wesen mit seinem Freund gemacht hatten und glaubte, verrückt zu werden.

Werner Tonagel erkannte seinen Freund nur noch anhand der Kleidung. Ansonsten war von ihm ein Skelett übriggeblieben.

Die Ghouls warfen den Sargdeckel wieder zu und schleuderten das Skelett auf den Knochenberg.

Die Gebeine kamen ins Rutschen, wirbelten durcheinander. Ein Knochenschädel rollte bis dicht vor die Füße des heimlichen Beobachters.

Jetzt war es aus mit Werners Beherrschung.

Er schrie gellend auf.

Und wie der Blitz zuckten die beiden Ghouls herum!

***

Werner Tonagel erstarrte vor Angst.

Jetzt hatten die Ghouls ihn bemerkt. Sie starrten ihn an, und erst jetzt sah er in einem der Körper das Fahrtenmesser seines besten Freundes stecken.

Also hatte sich Hermann gewehrt, aber es war ihm nicht gelungen, die unheimlichen Geschöpfe abzuwehren.

Nein, man konnte sie nicht umbringen.

Auch Werner würde es nicht schaffen. In diesem Augenblick wurde er sich dessen bewußt.

Seine Angst steigerte sich zur Panik. Er wollte sich herumwerfen und wegrennen, da zuckte ein schleimiger Arm vor, der wie der Tentakel eines Kraken Werner Tonagel umspannte. Der Arm klatschte auf seine linke Schulter und klammerte sich daran fest.

Werner merkte zu seinem großen Entsetzen, welch ungeheure Kraft in diesem Arm steckte, der ihn langsam nach vorn zog, obwohl sich Werner dagegenstemmte.

Auch der zweite Ghoul schleuderte seinen Arm vor und fand Werners rechte Schulter als Ziel.

Jetzt hatte Werner keine Chance mehr.

Die Ghouls kicherten. Blubbernde Laute drangen dort hervor, wo sich bei einem Menschen die Lippen befanden. Aber die Ghouls hatten auch Mäuler.

Das bewiesen sie in den nächsten Sekunden, denn plötzlich klafften zwei Löcher in der schleimigen Masse, und Werner sah gefährliche

Zahnreihen blitzen.
Da wußte er, was ihm bevorstand…

***

Ich hatte den furchtbaren Schrei gehört, der dumpf durch die finsteren Gänge hallte. Mir war sofort klar, daß sich dort ein Mensch in höchster Lebensgefahr befand.

Ich mußte wieder zurück.

Das war leichter gesagt, als getan, denn nun drängte die Zeit.

Längst konnte ich nicht mehr so vorsichtig zu Werke gehen wie auf dem Hinmarsch. Die Quittung bekam ich mehrere Male. Ich stieß mir den Kopf, Haut platzte auf, Blut rann über mein Gesicht, aber ich verlangsamte meine Schritte trotzdem nicht.

Mit einigen Blessuren versehen, erreichte ich die Stelle, wo sich der Hauptgang teilte.

Diesmal nahm ich den rechten.

Hier kam ich besser voran, obwohl ich auch den Kopf einziehen mußte.

Der lange, helle Scheinwerferfinger tanzte auf und nieder. Im gleichen Rhythmus wie sich mein Arm bewegte. Er wischte über das feuchte Gestein, breitete jedoch vor mir einen hellen Teppich aus, so daß ich mich gut orientieren konnte.

Dieser unterirdische Stollen war wesentlich länger als der erste.

Ich lauschte immer wieder, aber der Schrei wiederholte sich nicht.

War das Opfer vielleicht schon tot? Daran wollte ich gar nicht denken und eilte weiter.

Plötzlich sah ich etwas anderes.

Licht!

Ich knipste meine eigene Lampe aus. Jetzt wies mir der Schein den weiteren Weg, und ich hoffte, daß er mich zu dem Versteck der gefährlichen Ghouls führen würde.

Geisterhaft tanzte der Widerschein über die dicken Wände und zauberte ein bizarres Schattenspiel.

Ich traf plötzlich auf einen Quergang und sah eine offene Tür.

Das Ziel!

Eine blitzschnelle Bewegung, und im nächsten Augenblick stand ich auf der Schwelle.

Ein grauenhaftes Bild bot sich meinen Augen.

Zwei Ghouls hatten einen jungen Mann auf einen Berg von Knochen geschleudert, wo er zum Teil eingesunken war. Mit rudernden Armbewegungen versuchte er, sich zu befreien. Doch die Ghouls klammerten ihn fest. Einer hatte sogar ein Messer in der Hand und wollte damit zustoßen.

Leider hielt ich die Beretta noch nicht schußbereit und hatte auch

keine Zeit mehr, sie zu ziehen. So warf ich mich mit bloßen Fäusten auf den verdammten Ghoul.

Meine Hände versanken in der schleimigen Masse, aber ich bekam ihn trotzdem so zu packen, daß ich ihn zur Seite schleudern konnte.

Er fiel gegen die Wand.

Der zweite Ghoul hatte bemerkt, daß er und sein Kumpan einen neuen Gegner bekommen hatten. Er fuhr herum und ließ dabei von dem jungen Mann ab.

Ich sprang zurück und stieß gegen den Sarg. Bevor die Ghouls sich versahen, hatte ich die Totenkiste hochgestemmt und schleuderte sie auf den ersten zu.

Ich traf genau.

Der Ghoul wurde von der schweren Kiste gegen die Wand gedrückt. Er stieß ein undefinierbares Geräusch aus, war aber nicht erledigt, sondern quoll wieder zu seiner ehemaligen Leibesfülle auf.

Der Sarg hatte den Aufprall nicht überstanden. Er war zersplittert, seine Teile lagen verstreut im Verlies.

Ich zog die Beretta.

Ghouls, so widerlich sie auch waren, gehörten nicht zu den hohen Dämonen, sie waren mit einer geweihten Silberkugel zu töten. Ich nahm mir den Dämon aufs Korn, der von dem Sarg getroffen worden war.

Der Ghoul kam soeben hoch.

Meine rechte Hand beschrieb einen Kreisbogen, ich zielte und wollte schießen.

Es blieb beim Vorsatz, denn ich hatte den zweiten Ghoul vergessen. Welch ein eingespieltes Team die beiden waren, merkte ich daran, als sich plötzlich eine glitschige Hand um meinen Knöchel krallte und heftig daran zog.

Es war mir unmöglich, das Gleichgewicht zu halten. Ich kippte zurück und fiel so unglücklich hin, daß ich mit der rechten Hand gegen die Kante der halboffenen Tür hieb. Mir wurde die Beretta aus den Fingern geschleudert.

Auch das noch.

Die Ghouls hatten es ebenfalls gesehen. Aus ihren Mäulern drang so etwas wie Triumphgeschrei, denn jetzt sahen sie sich auf der Siegerstraße. Es wurde wirklich gefährlich.

Der erste Ghoul kam.

Da ich rücklings auf der feuchten Erde lag, glaubte er, leichtes Spiel zu haben. Es war der Ghoul, der auch das Messer in der Hand gehalten hatte.

Zeit, die Beretta zu suchen, hatte ich nicht mehr. Aber ich besaß noch den Silberdolch.

Auch der Ghoul hatte ein Messer, und ich zog die geweihte Klinge

aus der Scheide.

Da fiel der Ghoul auf mich. Er hielt das Messer so, daß die Klinge nach unten zeigte, sie würde mich unweigerlich treffen, auch wenn ich dem Ghoul meinen Silberdolch in den Körper stieß.

Es gab nur eine Chance.

Ich nutzte sie und rollte mich blitzschnell zur Seite. Um sich sofort auf die neue Lage einzustellen, dafür war der Ghoul zu unbeweglich.

Dicht neben mir klatschte er zu Boden. Ich vernahm ein kratzendes Geräusch, als die Klinge über den steinigen Boden fuhr und mit der Spitze noch ins Türblatt fuhr, wo er steckenblieb.

Der Ghoul gab einen erstickt klingenden Laut von sich. Meine Reaktion schien ihn geschockt zu haben.

Jetzt mußte es schnell gehen.

Ich federte hoch, drehte mich gleichzeitig und ließ die Klinge nach unten rasen.

Voll wurde der Ghoul getroffen. Er hatte sich nicht einmal mehr auf den Bauch wälzen können. Sein schleimiger, halb durchsichtiger Körper begann zu zucken, wollte sich aufbäumen, aber er hatte nicht einmal mehr dazu die Kraft.

Das Silber zerstörte sein seelenloses Leben. Langsam wurde die quallige Masse flüssig, sogar ziemlich dünn, daß sie wie Wasser wirkte.

Mehr blieb von dem Ghoul nicht übrig.

Aber da gab es noch den zweiten.

Ich kreiselte herum, um mir dieses Wesen aufs Korn zu nehmen, doch der andere war verschwunden.

Ich sah nur einen jungen Mann, der völlig verstört inmitten des Knochenbergs hockte.

Vom ersten Ghoul war nur mehr eine Pfütze übriggeblieben.

Ich hob meine Beretta vom Boden auf und ging auf den Jungen zu.

Er schien seinen Schock überwunden zu haben, denn er machte Anstalten, sich aus dem Knochenberg zu befreien, was bei dieser lockeren Unterlage gar nicht so einfach war, denn immer wieder rutschten Gebeine nach.

Ich hielt ihm die Hand hin.

»Danke!« keuchte er.

»Wer bist du?« fragte ich ihn.

Er schien meine Frage nicht verstanden zu haben, denn er starrte mit glanzlosem Blick auf die stinkende Pfütze und auf das neben dem Sarg liegende Skelett, das noch einen Teil der Kleidung trug.

»Das war Hermann!« flüsterte der Junge rauh und begann zu weinen.

Ich ließ ihn. Tränen würden seinen Schock sicherlich mildern. Ich konnte ihn auch jetzt nicht allein lassen.

Ich legte ihm meinen Arm um die Schulter und erkundige mich nach

einer Weile: »Was ist geschehen?«

Er hob den Kopf. Sein Gesicht war naß von Tränen. Ich erfuhr, daß er Werner Tonagel hieß und die beiden Jungen unterwegs gewesen waren, um die Wanderwege zu kontrollieren. Sie hatten von der Leichengruft gehört, und Hermann wollte sie unbedingt sehen. Stockend erfuhr ich, was den beiden widerfahren war.

»Findest du den Weg zurück?« fragte ich.

»Ja.«

»Gut, dann kannst du allein gehen.«

»Und Sie?«

Ich lächelte. »Tut mir leid, aber ich muß mich um den zweiten Ghoul kümmern.«

»Ghoul?« fragte er.

»Ja, so nennt man diese Wesen. Es ist eine dämonische Abart«, erklärte ich.

Der Junge nickte.

»Hast du zufällig gesehen, wohin der zweite Ghoul verschwunden ist?« wollte ich wissen.

»Er ist nicht zur Tür raus.«

»Sondern?«

Werner Tonagel ging auf eine Wand zu. Als ich ihm folgte, bückte er sich und drückte dicht über dem Boden ein Stück Mauerwerk zur Seite, so daß ein Loch entstand, durch das der Ghoul bequem hatte schlüpfen können.

Ich schaute mir die Maße an.

Nun, das Loch war zwar nicht sehr groß, aber in der Breite und Höhe würde es auch für mich passen.

Mit der Lampe leuchtete ich hinein.

An den Gestank hatte ich mich inzwischen gewöhnt. Der Strahl verlor sich in einem stockdunklen Tunnel, und ich ahnte, daß sich dieser Tunnel bis zum Friedhof ausbreiten würde.

Jetzt befand ich mich tatsächlich in einer Zwickmühle. Sollte ich dem Ghoul folgen oder auf dem Friedhof auf ihn lauern? Wie ich es auch anpackte, ich würde auf jeden Fall zu spät kommen.

Außerdem wartete Will Mallmann ja noch am Grab.

Bevor ich mich einer Erstickungsgefahr aussetzte, nahm ich lieber den bequemeren Weg.

Ich schlug Werner auf die Schulter.

»Komm, ich gehe doch mit dir. Der andere Weg ist mir zu gefährlich.« Der junge Mann atmete befreit auf.

***

Will Mallmann hatte darauf gehofft, daß die Aufmerksamkeit der beiden Frauen irgendwann nachlassen würde, doch da täuschte er

sich.

Lady X und Viola Mandini gaben acht wie Luchse. Nichts entging ihnen. Wenn Mallmann sich einmal auf die Seite drehte, zuckten sie sofort zu ihm herum, und ihre Gesichter nahmen einen gefährlichen, lauernden Ausdruck an.

Will grinste jedesmal. »Keine Panik«, erklang dann seine Stimme aus dem Grab, »ich laufe euch noch nicht weg.«

Die Frauen sagten nichts. Humor besaßen sie nicht.

Und auch Will war das Lachen vergangen, obwohl er manchmal so lässig tat, aber es war wirklich kein Vergnügen, in diesem feuchten Grab zu liegen.

Er spürte die Kälte. Obwohl er warm angezogen war, kroch sie doch durch seine winterliche Kleidung und ließ ihn hin und wieder mit den Zähnen klappern.

Handschuhe hatte man ihm nicht gegeben. Will bewegte des öfteren seine Finger, um den Blutkreislauf in Gang zu halten, doch die Kälte war stärker. Er hätte sicherlich nur gegen sie ankämpfen können, wenn er sich wirklich bewegt hätte. Dazu jedoch fehlte ihm einfach der Platz.

Als es endgültig finster geworden war, hatten die beiden Frauen Taschenlampen eingeschaltet und auf den Grabrand gelegt. Die hellen Lichtfinger fielen schräg in die Grube und blendeten Will Mallmann hin und wieder, wenn er seinen Körper zu hoch aufstützte.

Gesprochen hatten die Frauen bisher kaum mit ihm, doch Will bemerkte, daß sie langsam unruhig wurden, denn zuviel Zeit war inzwischen schon vergangen, ohne daß sich etwas getan hatte.

Mal blieb nur Lady X am Grabrand zurück, dann wieder Viola Mandini. Die Frauen wechselten sich ab.

Auch Will machte sich seine Gedanken. Er wunderte sich, daß John Sinclair noch nicht zurückgekehrt war. Sollte er vielleicht auf die Ghouls getroffen sein, und war ihm unter Umständen etwas passiert? Daran wagte Will gar nicht zu denken. Ferner wunderte er sich, daß die Ghouls noch nicht erschienen waren. Schließlich lag er schon eine Stunde in diesem verdammten Grab.

Die Kälte nahm zu.

Mallmann spürte sie. An den Füßen fing es an. Die Zehen konnte er nur noch unter Mühen bewegen, so steif gefroren waren sie schon. Er hätte wer weiß was für einen wärmenden Schluck gegeben.

Der Kommissar wälzte sich auf den Rücken und drehte seinen Kopf dabei ein wenig zur Seite, um von den Lichtlanzen nicht geblendet zu werden. »He, ihr beiden!« rief er.

Violas Kopf erschien und gleichzeitig mit ihm auch die Revolvermündung. »Was willst du?«

»Habt ihr keinen Schluck für mich?«

»Nein.«

Im nächsten Augenblick stand die Scott am Grabrand. »Was wollte er?« fuhr sie ihre Komplizin ab.

»Was zu trinken.«

»Der kann das Wasser aus dem Boden saufen«, erwiderte Lady X hart. »Hier gibt es nichts.«

»Schon gut«, sagte Will. »War nur eine Frage.«

Danach schwiegen sie wieder.

An den Gestank hatte sich der Kommissar längst gewöhnt. Er war allerdings auch schwächer geworden, der Nachtwind hatte ihn vertrieben und wehte ihn nun als einen Pesthauch der Hölle über den einsamen Totenacker.

Will Mallmann kam sich gedemütigt vor. Man hatte ihn hier in das offene Grab gesteckt, seine Hände gefesselt, und er konnte wirklich nichts tun. War den gefährlichen Frauen hilflos ausgeliefert. Das ärgerte ihn sehr und trieb ihm vor Wut die Galle hoch.

Die Weiber hatten es gut. Wenn sie sich aufwärmen wollten, liefen sie ein paar Schritte, während Will sich höchstens von einer Seite auf die andere drehen konnte.

Der Kommissar spürte irgendwie, daß die Zeit der Ruhe bald vorbei sein würde. Das sagte ihm seine innerliche Uhr. So konnte es nicht weitergehen. Irgend etwas mußte sich ereignen, daran ging kein Weg vorbei.

Und wenn es zu einer Entscheidung kam, dann wollte Will Mallmann auch fit sein und nicht wie ein steifgefrorener Hering in dem kühlen Grab liegen.

Er sah zu, daß seine Bewegungen nicht mehr so träge waren. Er hob auch mal die Schultern, rollte sie hin und her, bewegte Finger und Füße und zog die Beine an.

»Das Turnen nützt dir nichts«, sagte Lady X plötzlich. »Der Ghoul wird dich trotzdem fressen.«

»Und euch als Nachspeise!« keuchte Will.

Die Frauen lachten nur.

Dann ließen sie Mallmann in Ruhe und nahmen jetzt gemeinsam die Wanderung um das Grab auf.

Will hatte sich schon ausgerechnet, wie er auf die Füße kommen konnte. Wenn er sich mit dem Rücken gegen eine Grabwand lehnte, die Hacken in die feuchte Erde drückte und sich dann Schwung gab, mußte es unter Umständen klappen.

Doch das waren Wunschträume, die beiden Bewacherinnen würden es kaum zulassen.

Trotzdem nahm Will eine sitzende Stellung ein und ruckte zurück, bis er die Grabwand im Rücken spürte.

Die Weiber ließen ihn gewähren. Anscheinend glaubte sie nicht mehr

an Widerstand.

Als der Kommissar richtig hockte, atmete er erst einmal auf. Dann begann er damit, einen Plan auszuklügeln, wie er sich möglicherweise befreien konnte.

Doch seine Überlegungen wurden schon im Anfang gestört.

Etwas hatte sich verändert.

Zwar war es noch immer dunkel, und die Frauen schlichen auch weiterhin um das Grab herum, aber Will konnte fast körperlich fühlen, daß etwas anders geworden war.

Plötzlich fiel es ihm ein.

Der Geruch!

Er war längst nicht mehr so schwach wie zuvor, sondern hatte sich verstärkt.

Dieser penetrante Leichengestank, der einem Menschen den Magen hochtreiben konnte.

Es gab nur eine Erklärung.

Der oder die Ghouls waren auf dem Weg!

Plötzlich wurde es Will Mallmann ganz anders. Er begann zwar nicht zu zittern, aber seine Magenmuskeln zogen sich trotzdem zusammen. Spannung ergriff ihn.

Der Kommissar drehte den Kopf und schielte auf das Loch in der Grabwand.

Noch tat sich dort nichts. Nach wie vor lag die dunkle Höhle ruhig und verlassen.

Aber wie lange noch?

Will schluckte. Er könnte seinen Blick nicht mehr von dem Loch nehmen, und plötzlich sah er in der Dunkelheit eine Bewegung.

Der Ghoul war da.

Auch die beiden Frauen schienen bemerkt zu haben, daß etwas nicht stimmte. Sie waren beide nahe an das Grab getreten und schauten nach unten.

»Riechst du nichts?« fragte Lady X ihre Komplizin.

Viola Mandini nickte. »Ja, es ist widerlicher geworden.«

Die Scott lachte nur. »Widerlich ist gut. Das kannst du mit Parfüm vergleichen, denn bald werden wir mehr wissen. Schließlich sind wir ja hergekommen, um mit den beiden zu reden.«

Will bekam mit, wie sich Lady X auf die Knie gleiten ließ und am Rand des Grabes hocken blieb. Die Maschinenpistole hatte sie sich dabei um die Schulter gehängt.

Der Kommissar registrierte das sehr genau, während er weiterhin auf die Öffnung starrte.

Und dort bewegte sich etwas. Plötzlich schoß ein schleimiges Etwas hervor, ein langer, grünlich schillernder Arm, der gegen Will Mallmanns Schuh klatschte.

Der Ghoul war da!

***

Werner Tonagel hielt sich neben mir, als wir durch den Wald hetzten. Er hatte den ersten Schock einigermaßen überwunden und konnte wieder klar denken. Hin und wieder stellte er Fragen, die ich ihm auch beantwortete.

So hatte er erfahren, daß ich Oberinspektor bei Scotland Yard war und mich mit Fällen beschäftigte, die ins Okkulte gingen.

»Dann gibt es Werwölfe oder Vampire?« fragte er.

»Leider ja.«

Danach gab ich ihm zu verstehen, daß er sich zurückhalten sollte.

»Wenn ich den Friedhof betrete, bleibst du am Waldrand stehen und kommst erst vor, wenn ich es dir sage.«

Werner nickte.

Es war dunkel um uns herum. Der Himmel zeigte eine sternenklare Pracht. Eine herrliche Nacht, frostkalt und klar. Die Zweige auf dem Erdboden knackten hart, wenn sie von unseren Schuhen zertreten wurden. Der Atem stand als eine nie abreißende Dampfwolke vor unseren Lippen.

Nach etwa zehn Minuten hatten wir den Wald hinter uns gelassen.

Ich hoffte, daß der Ghoul den Friedhof noch nicht erreicht hatte, denn ich wollte ihn gern selbst empfangen.

Daß auf dem Friedhof alles klar war, davon ging ich aus und blieb deshalb überrascht stehen, als ich zwischen den Grabsteinen und dem Unkraut etwas Helles schimmern sah.

Licht!

Aber wieso? Wer hatte da eine Lampe eingeschaltet? Will Mallmann etwa? Eigentlich gab es nur diese Lösung, aber trotzdem war ich vorsichtig. Ein ungutes Gefühl hielt mich davon ab, sofort auf den Friedhof zu stürmen.

Werner Tonagel hatte meine Aufregung bemerkt. Er fragte:

»Stimmt etwas nicht?«

»So ungefähr«, erwiderte ich. »Irgendwas tut sich auf dem Friedhof da vorn.«

»Sie meinen das Licht?« wisperte er.

Ich nickte.

»Wir waren nur zu zweit. Und daß man uns jetzt schon suchen könnte, halte ich für ausgeschlossen.«

Der Junge dachte mit, und das gefiel mir. Ich bat ihn, zurückzubleiben, und fügte jedoch noch etwas hinzu. »Sollte irgend etwas passieren, solltest du Schüsse hören, dann verstecke dich irgendwo. Ich rufe dich, wenn alles vorbei ist.«

»Mach ich, Herr Sinclair.«

Ich gab ihm noch einen Klaps auf die Schulter und drang in das Unterholz am Waldrand ein. Fast übergangslos ging es auf den alten Totenacker. Ich duckte mich zusammen und legte den Weg gebückt und manchmal auf allen vieren gehend zurück.

Hinter dem ersten großen Grabstein fand ich Deckung.

Ruhig blieb ich dort hocken, lauschte, aber ich hörte keine Stimmen und sah auch niemanden, so daß ich schon damit rechnete, wirklich nur Will Mallmann vorzufinden.

Zwei Sekunden später änderte ich meine Ansicht radikal.

Da sah ich die Umrisse einer Gestalt durch den Lichtschleier gehen. Und das war nicht Will – sondern… Ich schaute genauer hin, weil ich glaubte, meine Augen würden mich täuschen.

Aber es stimmte.

Die Person war eine Frau!

Da schlug doch einer mit dem Hammer rein. Eine Frau um diese Zeit und an diesem Ort.

Das machte niemand so ohne weiteres. Da mußte man schon ein gutes Motiv haben.

Sogar die langen Haare sah ich, die beim Gehen wie eine Fahne hin- und herschwangen und dabei bis auf die Schultern fielen.

Wer konnte das nur sein?

Vielleicht Komplizinnen von Harry Hörger, dem Dieb und Einbrecher? Eine vage Möglichkeit, mehr auch nicht. Zudem würden die sich hüten, den Friedhof zu betreten, nach dem, was ihnen Harry sicherlich berichtet hatte.

Ich wurde noch vorsichtiger, während ich mich weiter an die Person heranpirschte. Sie war jetzt stehengeblieben und wandte mir den Rücken zu.

Die Gelegenheit war günstig. Ich huschte nach rechts und fand hinter einem anderen Grabstein Deckung, ohne gesehen zu werden.

Allerdings hatte ich eine bessere Sicht.

Da traf mich der erste Schock.

Vorhin hatte ich nicht genau erkennen können, wo sich die Frau nun aufhielt, doch jetzt stellte ich fest, daß sie direkt an dem Grab stand, wo eigentlich Will Mallmann auf die Ghouls warten sollte.

Aber von dem Kommissar war nichts zu sehen.

Da stimmte einiges nicht… Wo steckte mein Freund Will? Hatte er sich vielleicht von dem Weib überraschen lassen?

Mein Gedankengang wurde unterbrochen, weil eine zweite Person erschien. Ebenfalls eine weibliche.

Jetzt verstand ich gar nichts mehr.

Die zweite Frau blieb gegenüber der ersten stehen, und ich sah, daß beide nur das Grab trennte.

Dann ging die zweite in die Hocke.

Sie schaute in das Grab hinein.

Warum? Hockte dort vielleicht der Ghoul und wurde von ihr erwartet? Einige Sekunden geschah nichts.

Da hörte ich zum erstenmal die Stimme der hockenden Frau.

»Endlich bist du da. Lange genug haben wir ja gewartet!«

Ich bekam einen zweiten Schock, denn diese Stimme kannte ich nur zu gut.

Sie gehörte Lady X!

***

Will Mallmann war zurückgezuckt als das schleimige Etwas seinen Schuh berührte.

Kein Zweifel, es war ein Ghoul.

Und er schoß nicht nur seinen Arm aus der Öffnung, sondern seinen gesamten Körper, der quallig, schleimig und einfach widerlich aussah, wobei er noch diesen gräßlichen Gestank verbreitete, der darauf hindeutete, daß der Ghoul äußerst erregt war.

Ja, er wollte Opfer.

Und da hockte eins.

Aber so leicht machte man es ihm nicht, denn eine am Grabrand hockende Frau sagte: »Da bist du ja endlich!«

Der Ghoul, er hatte sich schon auf den Kommissar stürzen wollen, veränderte seinen Körper zu einer flaschen-ähnlichen Form und schaute hoch.

Lady X grinste ihn an. »Ich soll dir die besten Grüße von Asmodina und Dr. Tod bestellen«, sagte sie.

»Wer bist du?« fragte der Ghoul.

»Lady X.«

»Ich kenne dich nicht.«

»Aber ich kenne dich. Du bist Hiberno.«

»Nein, Horatio. Mein Bruder Hiberno ist getötet worden. Vorhin erst, als wir in der Leichengruft waren.«

Die Augen der Frau verengten sich. »Moment mal«, sagte sie mit lauernder Stimme, so daß dem guten Will Mallmann schon angst und bange wurde. »Was sagst du da? Hiberno ist getötet worden?«

»Ja.«

Lady X wandte den Kopf und sprach ihre Komplizin an. »Hör jetzt genau zu, Viola, hier kannst du unter Umständen noch etwas recht Interessantes erfahren. Wer hat deinen Bruder also getötet?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Dann beschreibe ihn mir, verdammt!«

»Es war ein Mann. Groß, und er hatte blonde Haare. Er tötete ihn mit einem silbernen Dolch.«

Scharf saugte Lady X die Luft ein. Dann heulte sie auf. »Sinclair!«

schrie sie. »Dieser verdammte Hund. Ich habe es doch gleich gewußt. Er ist hier, nicht wahr?«

Die Frage galt Kommissar Mallmann. Als Will schwieg, hieb ihm die Frau ihre Faust gegen den Kopf. »Ist er nun hier oder nicht?« brüllte sie.

»Ja.«

»Verdammt, verdammt. Wo steckt er dann?«

»Bei der Ruine.«

»Falls er nicht schon unterwegs ist«, meinte die rothaarige Viola Mandini.

»Genau. Und deshalb haben wir auch keine Zeit mehr zu verlieren!« zischte die Mandini. »Keine Sekunde länger. Dieser Hundesohn kann jeden Moment kommen.«

»Und was willst du von mir?« fragte der Ghoul.

»Ich nichts, aber Dr. Tod. Es geht um Xorron, du sollst ihn kennen, wie ich hörte.«

»Ja, ich kenne ihn.«

»Den suchen wir noch.«

»Oh, es wird schwer sein. Er hat sich versteckt, weil er mit den anderen nichts mehr zu tun haben wollte. Du wirst ihn kaum finden.«

»Mit deiner Hilfe vielleicht.«

»Nein, ich will was anderes.«

»Und?«

»Ihn!«

Der Ghoul deutete auf Will Mallmann, und seine schleimige Pranke klatschte vor die Brust des Kommissars.

»Den bekommst du auch. Später. Erst will ich von dir…«

»Nein, ich will ihn jetzt. Ich verstecke ihn solange in meiner Höhle. Töte du ihn!«

Die Scott überlegte keine Sekunde. »Okay«, zeigte sie sich einverstanden und ließ die UZI von ihrer Schulter rutschen…

***

Gedanken über den Grund, weshalb sich Lady X auf dem alten Friedhof aufhielt, machte ich mir nicht. Aber wahrscheinlich hing er mit den beiden Ghouls zusammen. Ich bekam auch später die Bestätigung, als die Frau und das Monster sich unterhielten.

Ich schlich mich an.

Am liebsten wäre ich vorgestürmt, aber das konnte ich mir nicht erlauben. Ich wußte, wie gefährlich diese Barbara Scott war und wie brutal und manchmal auch selbstzerstörerisch sie reagieren konnte.

Da mußte man einen kühlen Kopf behalten.

Die Unterhaltung bekam ich mit, während ich mich auf die zweite Frau konzentrierte. Als sie dann etwas vortrat, sah ich die Waffe in

ihrer Hand und erkannte das Weib auch.
Es war Viola Mandini, auch eine ganz besondere Freundin von mir. Eine Mörderin, der es nicht die Bohne ausgemacht hätte, ihren Vater umzubringen.
Sie und Lady X hatten gemeinsam in einer Zelle des Untersuchungsgefängnisses gesessen und waren durch einen Trick von Dr. Tod befreit worden.
Hier fand ich sie wieder.
Längst hielt ich meine Beretta in der Hand, denn die Lage am Grab spitzte sich zu.
Lady X wandte mir den Rücken zu. Ich hätte jetzt schießen können, aber das brachte ich nicht fertig. Zum Glück war die Mandini neben ihre Komplizin getreten, so daß ich beide praktisch vor der Mündung hatte.
Und ich roch den Ghoul.
Der Gestank stieg aus dem Grab und drang in meine Nase. Er war also doch schneller gewesen.
Der Ghoul und Lady X unterhielten sich. Sie schienen sich zu streiten, waren sich aber plötzlich einig, denn ich hörte, wie der Ghoul die Worte sagte: »Töte du ihn!«

***

Trotz seiner gefesselten Hände dachte Will Mallmann nicht an Aufgabe. Er konnte sich auch noch mit Handschellen wehren. Blitzschnell riß der Kommissar beide Arme hoch. Seine Hände fuhren Lady X durchs Gesicht und griffen in ihr Haar.
Die Scott hatte die UZI nicht völlig von der Schulter rutschen lassen. Sie war noch damit beschäftigt, das erwies sich nun als Nachteil.
Mit einem gewaltigen Ruck schleuderte Kommissar Mallmann die Frau nach vorn, die kopfüber in das Grab stürzte und dabei genau auf den schleimigen Ghoul fiel, dessen aufgeblähter Körper ihren Fall allerdings stark abbremste.
Die Aktion war so schnell gegangen, daß Viola Mandini gar nicht so rasch reagieren konnte. Sie sprang zwar vor, befand sich jedoch in einem unglücklichen Schußwinkel und konnte Will noch nicht treffen.
Der wollte aus dem Grab, schaffte es aber nicht, denn Lady X und der Ghoul behinderten ihn. Durch den Fall war der Frau die UZI von der Schulter gerutscht und lag am Boden. Wütend strampelte die Scott mit den Füßen, wobei ihre Füße tief in den Körper des Ghouls eindrangen.
Dann kreischte die Mandini auf. Sie hatte endlich das Grab erreicht, stand an dessen Rand und senkte die Mündung des schweren Ruger-Colts.
Das alles hatte ich mitbekommen.
Bei Wills Aktion war ich nur fünf Schritte von Viola Mandini entfernt

gewesen. Die Distanz überwand ich schnell und hatte die Frau schon anspringen wollen, als sie doch noch zur Seite ging.

Ich mußte deshalb einen Haken drehen.

Dann aber hatte ich sie.

»Schieß doch endlich!« kreischte Lady X.

Für mich war dieser Ruf ebenfalls ein Angriffssignal. Von der Seite her flog ich gegen die völlig überraschte Viola Mandini und riß sie zu Boden.

Mit der Schulter kam sie auf, schrie, und im nächsten Augenblick war ich über ihr.

Zupacken und den Arm herumdrehen, war eine gedankenschnelle Bewegung. Die Frau stöhnte und war gezwungen, die Waffe fallen zu lassen, wenn ihr nicht der Arm gebrochen werden sollte.

Ich trat den Colt weg und sprang auf, wobei ich mich noch in der Bewegung drehte, damit ich wieder an das verdammte Grab herankommen konnte.

Ich hörte Wills Schrei.

»John!«

Verdammt, meinem Freund ging es schlecht.

In diesem Augenblick kletterte der Ghoul aus dem Grab und wand sich gedankenschnell auf mich zu…

***

Will Mallmann hatte mich wie einen Geist auftauchen sehen und auch Hoffnung geschöpft, als dieses Gefühl brutal zerstört wurde.

Er spürte plötzlich zwei kalte schleimige Hände an seinem Hals.

Der Ghoul würgte ihn!

Will wurde zurückgepreßt, bis er wieder die Grabwand in seinem Rücken spürte. Er bekam keine Luft mehr, der Druck der Klauen schnürte ihn buchstäblich die Kehle zu.

Dicht vor sich sah er die unförmige Masse, die wohl das Gesicht des Ghouls darstellen sollte.

Und schon riß er sein Maul auf. In seinem Gesicht klaffte ein Loch, in dem Will Mallmann die beiden Zahnreihen sah.

Gefährliche Hauer, an den unteren Enden zugefeilt, damit zerbissen die Ghouls alles, was ihnen in die Quere kam.

Auch Knochen.

Will bekam es mit der Angst, er hatte seine Knie hochgerissen, den Ghoul auch getroffen, aber leider keine Wirkung erzielt. Solch eine widerliche schleimige Gestalt bekam man einfach nicht in den Griff.

Die wand sich überall raus.

Auch Lady X lag noch immer im Grab. Und sie wollte ebenfalls Wills Tod, aber noch mehr den ihres Feindes John Sinclair.

»Da ist Sinclair!« zischte sie plötzlich.

Unbewußt rettete sie mit diesem Satz Will Mallmann das Leben, denn der Ghoul hatte die Worte ebenfalls vernommen, und bei Nennung dieses Namens drehte er durch. Schließlich war es dieser Sinclair gewesen, der seinen Bruder getötet hatte.

Der Ghoul ließ den Kommissar los. Zischend saugte Will Mallmann die Luft in seine malträtierten Lungen, während sich der Ghoul in dem engen Grab herumwuchtete, dabei Lady X zur Seite stieß und aus dem Grab klettern wollte.

Die Scott aber dachte nur an ihre Waffe. Sie lag irgendwo unter ihrem Körper. Lady X fuhr herum und suchte die UZI. Während des Kampfes war eine Taschenlampe vom Grabrand herabgefallen und auf Will Mallmanns Knie liegengeblieben.

Dann hatte die ehemalige Terroristin die Maschinenpistole gefunden. Sie kreischte triumphierend auf und wollte sie hochreißen und dann herumschwenken, da traf sie Will Mallmanns Tritt.

Der Kommissar hatte die Beine angewinkelt und ließ sie vehement vorschnellen.

Beide Füße trafen die Scott etwa in Höhe der Hüfte und schleuderten sie zurück.

Aber Will war noch nicht fertig. Er hatte die Taschenlampe mit seinen gefesselten Händen gepackt, holte weit aus und ließ sie dann wuchtig nach unten sausen.

Barbara Scotts Kopf befand sich genau in der Schlagrichtung. Sie sah das Verhängnis zwar noch, aber sie konnte ihren Kopf nicht schnell genug zur Seite bringen. Hart traf die Taschenlampe sie an der Schläfe. Die Haut platzte auf, ein feiner Blutfaden sickerte über das Gesicht, dann fiel Lady X bewußtlos zur Seite.

Will atmete auf.

Ein kantiges Lächeln verzerrte sein Gesicht. Er beugte sich nach vorn, um die UZI an sich zu nehmen, als die Schwäche ihn schlagartig überfiel. Auf einmal drehte sich alles vor seinen Augen, das Grab, die bewußtlose Lady X – nichts befand sich mehr an seinem Platz. Alles wurde zu einem rasenden Kreisel.

Kommissar Mallmann fiel ebenfalls zur Seite und blieb bewußtlos sitzen.

Die letzte Stunde hatte ihren Tribut gefordert.

***

Der Ghoul war aus dem Grab geklettert. Jetzt streckte er sich, und bevor ich die Beretta in seine Richtung drehen konnte, klatschte sein Arm gegen meine Brust.

Es war ein harter Stoß, der Ghoul mußte all seine Kräfte eingesetzt haben, und er holte mich von den Beinen.

Ich fiel ins Gras. Zum Glück knallte ich nicht gegen einen Grabstein,

sonst hätte ich mich noch arg verletzen können. Aber ich war auch so aus dem Tritt gebracht worden, denn nun griff auch Viola Mandini ein. Sie besaß zwar keinen Revolver mehr, aber es gab genügend Gegenstände, die sich als Waffe eigneten.

Ein Stein, zum Beispiel!

Den hob sie auf. Er war etwa doppelt so groß wie ihre Hand, kantig und rauh. Viola Mandini hielt ihn in der rechten Hand, ihr Gesicht war haßverzerrt, als sie sich auf mich warf und mir mit dem Stein den Schädel einschlagen wollte.

Ich ließ sie kommen, wartete ab, bis sie nah genug heran war, und hebelte ihr dann ein Bein weg.

Die Mandini bekam das Übergewicht und fiel hin. Wie es ihr erging, bekam ich nicht mehr mit, denn ich mußte mich um meinen zweiten Gegner, den Ghoul, kümmern.

Er wälzte seinen Körper auf mich zu. Die Zähne hatte er gefletscht, alles zerreißende Hauer, die auch mich umbringen sollten. Ich lag noch immer am Boden, schnellte hoch, lief zwei torkelnde Schritte, weil ich in der Bewegung stolperte, und hechtete dann hinter dem nächsten Grabstein, in Deckung.

Der Angriff des Ghouls verpuffte.

Er mußte sich erst wieder etwas Neues ausdenken, um mich zu packen. Aber da kam er gerade an den richtigen. Jetzt hatte ich Zeit, um ihn zu erledigen.

Diesmal hielt ich die mit Silberkugeln geladene Beretta schußbereit in der rechten Hand. Ich wollte den verdammten Ghoul durch eine schnelle Kugel zur Hölle schicken, schließlich hatte ich noch die beiden Frauen als Gegner vor mir, und die waren weiß Gott gefährlich genug.

Der Ghoul war verschwunden!

Im ersten Augenblick glaubte ich an eine Täuschung, aber es stimmte tatsächlich. Ich sah ihn nicht mehr.

Dafür die Mandini, die auf allen vieren über den Friedhof robbte und ebenfalls hinter einem Grabstein Deckung suchte.

Und dann krachte ein Schuß.

Ich hörte ein dumpfes Wummern, das über den gesamten Totenacker hallte und erst am Waldrand verstummte. Unwillkürlich zuckte ich zusammen und sah den Einschlag der Kugel, wie sie in den Grabstein hieb, hinter dem ich lag.

Das Geschoß hatte ihn an der Schmalseite getroffen, dort einen langen Streifen gerissen und mir Staub ins Gesicht gestäubt.

Sofort ließ ich mich fallen und wirbelte noch in der Bewegung herum.

Ich wollte sehen, wer mir diesen Gruß aus Blei geschickt hatte.

Nicht Viola Mandini und auch nicht Lady X, die sich

überraschenderweise ruhig verhielt, sondern der Ghoul.
Mochte der Teufel wissen, wie er es geschafft hatte, den Colt der Mandini mit seinen unförmigen Fingern zu bedienen.
Und er hielt ihn abermals schußbereit.
Ich rollte mich zur Seite. Genau in dem Augenblick, als die Waffe zum zweitenmal krachte.
Vor dem Grabstein hieb das Geschoß in den Boden und wirbelte dort die Erde auf. Der Dreck überschüttete mich wie ein feiner Regen.
Ich lag auf dem Bauch, sah vor mir den widerlichen Ghoul und bekam auch mit, wie er seine Waffe zum drittenmal schwenkte und dabei auf mich anlegte.
Diesmal war ich schneller.
Einmal drückte ich ab.
Kurz nur sah ich die gelbrote Stichflamme vor der Mündung. Und sie war noch nicht verschwunden, als die geweihte Silberkugel schräg in den Körper des Ghouls hineinfuhr.
Der Dämon zuckte zusammen. Er kam aber trotzdem noch zum Schuß, aber die Kugel wischte an mir vorbei und verschwand irgendwo im Gelände.
Der Ghoul brach zusammen. Das heißt, er ging in die Breite, wobei sich von seinem Körper dicke Tropfen lösten und an langen Fäden zu Boden platschten, wo sie große Lachen bildeten, die eklig stanken und langsam im Boden versickerten.
Auch die schwere Waffe fiel zu Boden. Der Ghoul konnte sie nicht mehr halten, weil sich seine Hand ebenfalls aufgelöst hatte.
Zum Teil konnte ich aufatmen.
Doch es bestand kein Grund zur Freude. Die Ghouls hatte ich zwar erledigt, aber es gab da noch zwei Frauen, die zumindest ebenso gefährlich waren.
Nur – wo steckten sie?
Mit schußbereiter Waffe drehte ich mich im Kreis – und sah die Mandini.
Sie hetzte soeben über den Friedhof und wollte im Wald untertauchen. Verdammt, das war schlecht, denn die Frau hatte bereits einen zu großen Vorsprung erreicht.
Ich startete.
Dabei versuchte ich, ihr den Weg abzuschneiden. Ich dachte an Kommissar Mallmann, wobei ich hoffte, daß er mit Lady X fertiggeworden war, denn von beiden hatte, ich in den letzten Minuten nichts mehr gehört.
Mit gewaltigen Sätzen sprang ich über die Gräber, trotzdem hätte ich die Frau kaum vor dem Wald eingeholt, wenn sie nicht Pech gehabt hätte.
Über was sie stolperte, sah ich nicht. Auf jeden Fall lag sie plötzlich

am Boden, und ich hörte ihren wilden Schrei, der über den Friedhof gellte.

Meine Chance!

Ich flog förmlich über zwei Gräber hinweg und der Mandini genau in den Weg.

Im letzten Augenblick erkannte sie die Gefahr, wollte noch zur Seite wegtauchen, aber sie schaffte es nicht mehr. Plötzlich hatte ich sie gepackt. Meine Arme umschlangen ihre Hüften, und ich riß die Mandini zu Boden.

Gemeinsam fielen wir auf die weiche Erde.

Das Weib spuckte Gift und Galle. Sie fluchte, beschimpfte mich, schlug und trat um sich, und ich bekam so manchen Hieb ab.

Ich griff zu härteren Maßnahmen.

Ein Karateschlag mittleren Kalibers ließ sie steif werden. Viola stöhnte auf und dachte nicht mehr an Gegenwehr. Sie blieb liegen, schmerzverzerrt das Gesicht, aber nicht bewußtlos.

Ich kniete vor ihr. »Das hätten Sie sich sparen können«, sagte ich.

»Halt die Schnauze, Bulle.«

»Immer noch nicht vernünftig geworden?«

»Halt's Maul, Mann!«

Dieser Mörderin war wirklich nicht zu helfen. Weder im Guten noch im Bösen. Deshalb packte ich sie am Arm und zog sie auf die Beine. »Okay, Viola, Sie gehen jetzt mit mir, und da gibt es keine Widerrede.«

Sie wollte mich anspucken, ich nahm den Kopf rasch genug zur Seite und zog sie hoch.

Plötzlich wurde sie ruhig und grinste mich sogar an. »All right, John, du kannst mich mitnehmen.«

Den Stimmungswechsel konnte ich mir nicht so rasch erklären, doch als ich ihren verschwommenen Blick sah, da wußte ich, was diese Frau vorhatte.

»Spielt sich nichts ab«, sagte ich hart. »Sie kommen jetzt mit.«

Viola hob die Schulter und drehte sich um. Gehorsam trottete sie vor mir her.

War ihr Widerstand gebrochen? Ich hoffte es, und ich dachte gleichzeitig noch an Lady X. Mit der würde ich es bestimmt nicht so einfach haben…

***

Lady X war nicht nur brutaler als die meisten Verbrecher, sie konnte auch verdammt viel einstecken. Sie hatte als Terroristin ein mörderisches Training hinter sich gebracht und war praktisch jeder gefährlichen Situation gewachsen.

Deshalb fand sie sich auch sofort zurecht, als sie aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte.

Nur für einen Moment spürte sie die Schwäche, dann vertrieb ihr Wille sie aus dem Körper.
Noch immer hockte sie im Grab.
Klar und deutlich standen die Ereignisse der Vergangenheit vor ihren Augen.
Sinclair war da!
Diese Tatsache drängte alle anderen in den Hintergrund. Und Sinclair sollte sterben – durch ihre Waffe.
Die UZI besaß sie noch. Die Maschinenpistole lag neben ihr, und wie die Kralle eines Geiers, so griffen ihre Finger nach der Waffe, die für sie die einzige Lebensversicherung darstellte.
Sie mußte den Kommissar zur Seite schieben, um aus dem Grab klettern zu können. Für einen Moment durchzuckte sie der Gedanke, Will Mallmann umzubringen. Dann jedoch dachte sie daran, daß eine Schußfolge ihren Standort zu sehr verraten könnte, und sie hob sich das für später auf. Mallmann war gefesselt, der lief ihr nicht weg.
Zuerst war Sinclair dran.
Lady X hatte die Augen überall, als sie aus dem Grab stieg. Doch von Sinclair und Viola Mandini sah sie ebensowenig etwas wie von dem Ghoul, den sie im übrigen schon abgeschrieben hatte. Sie kannte den Geisterjäger und wußte, daß er mit solchen Geschöpfen kurzen Prozeß machte.
Geduckt blieb sie neben dem Grab stehen. Die UZI hielt sie schußbereit. Das Gesicht war eine Maske der Konzentration und Anspannung.
Wo steckten die beiden?
Ihre Blicke glitten zum Waldrand. Da der Himmel sternenklar war und auch ein halber Mond sein fahles Licht auf den Friedhof schickte, sah sie die beiden am Waldrand.
Viola Mandini schritt vor Sinclair her.
Damit war für die Scott alles klar. Sinclair hatte es geschafft, Viola Mandini zu überwältigen.
Das war nicht weiter tragisch, denn noch hatte er sie, Lady X, nicht entdeckt. Und die Scott dachte auch gar nicht daran, sich einfangen zu lassen.
Sie huschte geduckt ein paar Schritte zur Seite und fand hinter einem großen Grabstein Deckung.
Jetzt konnten die beiden kommen.
Und sie kamen.
Völlig ahnungslos schritten sie über den Friedhof und würden die Deckung der Scott in etwa zehn Schritten Entfernung passieren. Für eine absolut tödliche Garbe aus der Maschinenpistole gerade die richtige Entfernung.
Lady X hatte auch nicht vor, John Sinclair zu warnen. Sie wollte

sofort schießen.
Immer wieder sicherte der Geisterjäger nach allen Seiten, doch er konnte die Frau nicht sehen.
Jetzt befanden sie sich mit dem Grabstein auf gleicher Höhe.
Die nächsten Schritte.
Zwei, drei… Langsam richtete Lady X sich auf. Sie sah den Rücken des Geisterjägers und zielte genau …

***

Natürlich rechnete ich mit einer Gefahr. Und natürlich hatte ich meine Augen überall, aber ich entdeckte von Lady X nicht einen Haarstreifen.
Entweder war sie geflohen, oder aber sie lag noch immer in dem verdammten Grab. Zusammen mit Will Mallmann.
Die Mandini sagte nichts. Brav, beinahe zu brav trottete sie vor mir her und hielt den Kopf gesenkt, wobei ihre Blicke den Boden absuchten, als würde dort wertvolles Gold liegen.
Wir hatten es nicht mehr weit zu dem bewußten Grab. Der Friedhof wurde fahler als zuvor, und manches Unkraut glänzte, als wäre es mit Silber angemalt worden.
Wir passierten die Grabsteine. Dabei hatte ich immer ein komisches Gefühl, denn hinter jedem dieser hohen Dinger konnte eine Gefahr lauern.
Nichts geschah.
Da war mir schon bald unheimlich, doch dann überstürzten sich die Ereignisse…

***

Ich kann gar nicht so schnell berichten, wie alles geschah.
Eine grelle Stimme schrie: »Sinclair!«
Der Junge!
Während sein Warnschrei noch über den Friedhof zitterte, hechtete ich mit einem gewaltigen Satz nach links.
Im selben Augenblick begann eine Maschinenpistole zu rattern.
Sie spielte ihre mörderische, tödliche Melodie, spuckte das Blei aus, und als ich zu Boden prallte, nahm ich nicht nur den Widerschein des Mündungsfeuers wahr, sondern sah auch, wie Viola Mandini unter den Einschlägen der Kugeln zusammenzuckte.
Die Garbe, die mir zugedacht gewesen war, hatte sie voll in den Rücken getroffen.
Zwei torkelnde Schritte lief sie noch, dann fiel sie zu Boden und blieb mit dem Gesicht zuerst liegen.
Ich schoß.
Wahllos feuerte ich, hoffte auf einen Glückstreffer, während ich mich um die eigene Achse drehte und glücklicherweise hinter einem Stein

Deckung fand.

Das MPi-Feuer verstummte.

Dafür hörte ich hastige Schritte, die sich schnell entfernten. Da suchte jemand das Weite.

Ich spritzte hoch aus meiner Deckung und sah Lady X über den Friedhof rennen.

Sie hatte die Flucht ergriffen.

Und sie hatte einen Vorsprung, den ich wohl kaum einholen konnte. Trotzdem versuchte ich es.

Im Laufen lud ich meine Beretta nach. Ich mußte etwas haben, womit ich mich verteidigen konnte.

Ich sah den schreckensbleichen Jungen, der mir das Leben gerettet hatte, am Waldrand stehen und jagte weiter, zwischen die dicht stehenden Bäume.

Ich wollte sie packen.

Lady X feuerte.

Im Laufen schoß sie zurück. Das Blei orgelte durch den Wald, riß Zweige von den Bäumen ab und fetzte die Rinde von den Stämmen, mich aber erreichten die Kugeln nicht.

Lady X schlug den Weg ein, wo auch Will Mallmanns Opel Manta stand. Mir kam der Verdacht, daß die Scott dort auch ihr Fahrzeug geparkt hätte.

Ich beeilte mich noch mehr.

Ob ich aufgeholt hatte, wußte ich nicht. Auf jeden Fall hörte ich noch eine kurze Schußgarbe.

Unwillkürlich zog ich den Kopf ein, doch die Kugeln pfiffen nicht einmal in meine Richtung.

Die Arme hatte ich als Deckung vor mein Gesicht gerissen, während ich mit langen Sprüngen durch den Wald hetzte.

Ein dröhnendes Geräusch drang an meine Ohren.

Lady X hatte ihren Wagen erreicht und den Motor angelassen.

Und ich hatte von Wills Wagen keinen Schlüssel. Wertvolle Zeit würde vergehen, bis ich die Scheibe eingeschlagen und das Fahrzeug kurzgeschlossen hatte.

Ich erreichte die Lichtung in dem Augenblick, als Lady X ihren BMW mit durchdrehenden Reifen startete. Der Boden wurde aufgewühlt, eine dicke Auspuffwolke stach als stinkender Nebel hervor und quirlte mir entgegen.

Der Wagen war zu schnell für mich.

Nach wenigen Metern mußte ich meinen Lauf abbremsen, machte kehrt und rannte die paar Schritte zum Manta zurück.

Er stand seltsam schief.

Den Grund erkannte ich sofort.

Lady X hatte den linken Vorder- und Hinterreifen zerschossen sowie

eine Garbe durch das Seitenfenster gejagt und die Konsole zertrümmert. Vom Funkgerät waren nur noch Reste zurückgeblieben.

Lady X war wieder einmal entkommen.

Vor Wut schlug ich mit der Faust auf das Autodach.

Wesentlich langsamer ging ich zurück.

***

Will Mallmann und Werner Tonagel umstanden die Tote. Mein deutscher Freund sah käsig aus, während der junge Werner Tonagel am gesamten Körper zitterte.

Ich bedankte mich bei ihm für die Lebensrettung. Er nickte nur und sagte leise: »Ich habe einfach geschrien.«

Dann kniete ich neben der Toten nieder. Sämtliche Kugeln hatten sie getroffen. Sie mußte sofort tot gewesen sein, als sie den Boden berührt hatte.

Viola Mandini hatte das Schicksal ereilt, das eigentlich mir zugedacht war. Sie hatte nur ein kurzes Gastspiel in der Mordliga gegeben. Mir wäre es lieber gewesen, wenn ich sie hinter Gitter gebracht hätte. Zum zweitenmal.

»Lady X ist verschwunden, nicht wahr?« fragte der Kommissar.

»Leider.«

»Warum hast du sie nicht verfolgt?«

»Fahre du mal mit zerschossenen Reifen, Will. Schätze, das wird dir verdammt schwerfallen.«

Der Kommissar nickte nur. Dann machten wir drei uns zu Fuß auf den Rückweg. Will als Handschellenträger. Den Schlüssel hatte Lady X.

Um den Tod vom Hermann Deubzer würde sich Will Mallmann kümmern. Er fand schon Mittel und Wege, um die gesamte Wahrheit zu vertuschen. Er berichtete mir auch über die Motive der beiden Frauen, weshalb sie diesen alten Friedhof aufgesucht hatten.

»Alles dreht sich im Moment um Xorron«, murmelte ich.

»Dann kannst du nur hoffen, daß er niemals gefunden wird«, sagte der Kommissar. Doch er wußte selbst, daß diese Hoffnung auf verflixt tönernen Füßen stand.

Irgendwann würde Xorron erscheinen, dessen war ich mir sicher…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 002 »Der goldene Buddha«

[2]Siehe Gespenster Krimi Nr. 42 »Das Rätsel der gläsernen Särge«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 60 »Der Geisterfahrer«